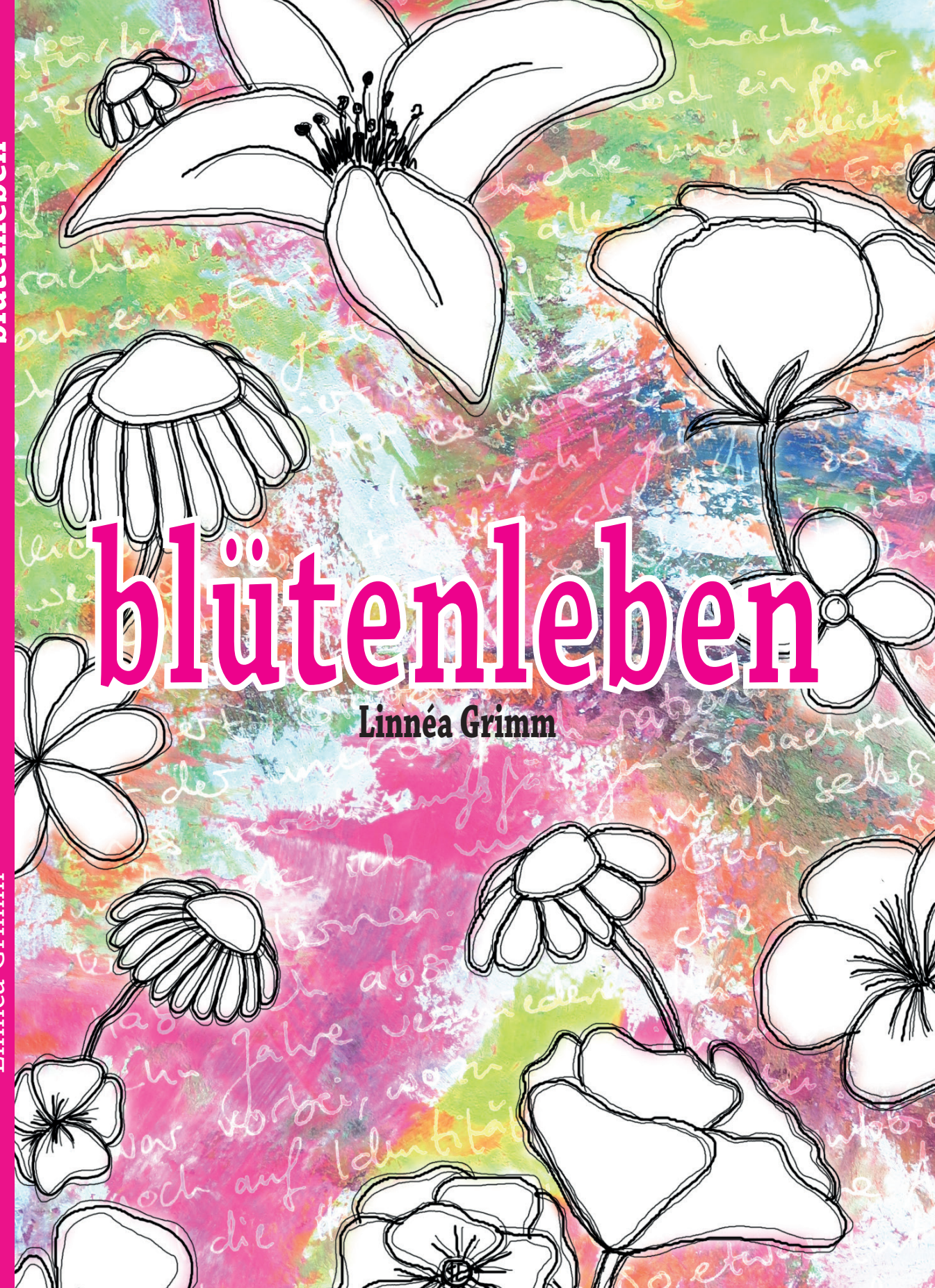


Direkt gegenüber vom Bahnhof liegt der Blumenladen *blütenleben*. Gemeinsam mit der Russin Katja, der selbstbewussten Eileen und ihrer meist grossartigen Chefin Daphne bestreitet Frieda dort den Alltag einer Floristin, voller Spass, Tragik und Mysterien. Heimlich hegt sie seit längerem einen Traum, doch halten Zweifel und Angst sie bisher davon ab, ihn zu verwirklichen. Wird sie es schaffen, sich gegen ihre grösste Feindin zu behaupten - sich selbst?

blütenleben

Linnéa Grimm



blütenleben

Linnéa Grimm

*Für die Kunden.
Als Warnung, als Hinweis, als Beispiel.*

01. Juni

Innerlich fluchend stürzte ich die Treppe hinauf. Ich hatte heute extra Cupcakes gemacht und ausgerechnet dann hatte der Zug Verspätung. Das war typisch. Und Daphne, meine Chefin, würde wieder denken, ich hätte verschlafen. Dabei war das heute überhaupt nicht meine Schuld! Und die Cupcakes würden wirken wie ein billiger Entschuldigungsversuch mit regenbogenfarbener Buttercreme. Hätte ich eine Quittung für mein Leben, ich würde es umtauschen.

Zum Glück lag *blütenleben* – der Laden, in dem ich arbeitete – direkt gegenüber vom Bahnhof. Leider hatte er zwei riesige Schaufenster und so konnte meine Chefin Daphne ungehindert mitverfolgen, wie ich ohne zu schauen über den Zebrastreifen hetzte und ein Radfahrer mir fast das Gebäck aus der Hand schlug. Schon einmal von Fussgängervortritt gehört, du blinder Affe? Himmelherrgott. Heute war echt nicht mein Tag, und dabei war es erst fünf nach acht. Das bedeutete, ich war bereits fünf Minuten zu spät.

Ich hielt inne, bis Katja mit dem riesigen blauen Hortensienbusch im Arm an mir vorbei war und stürzte durch die Schiebetür.

«Sorry», nuschelte ich Daphne im Vorbeigehen zu. Sie zog bloss ihre Augenbraue hoch und widmete sich wieder der heutigen Schaufenstergestaltung. Die Schaufenster waren ihr Baby, ihr ganzer Stolz – und wehe dem, der es wagte, daran herumzupfuschen.

Ich stieg die zwei Stufen zur erhöhten linken Seite des Ladens hoch und stellte die Cupcakes auf den abgenutzten Eichentisch, an dem wir mit Stammkunden Kaffee tranken. Ich liebte diese Momente, wenn ich ihnen einen frischgebrauten Kaffee anbieten konnte und sie neugierig fragten, ob ich wieder einmal Lust gehabt hatte, Kekse oder Kuchen

zu backen. An diesem Tisch hatte man eine perfekte Sicht auf den Bahnhofplatz und konnte sich in der Mittagspause wunderbar mit Passanten beobachten amüsieren. Das lange Gesteck auf dem Tisch schob ich beiseite. Ich würde später ein neues machen müssen, denn die bunten Wicken liessen schon ihre Köpfe hängen. Routinemässig überprüfte ich, ob ich manche der Blumen wiederverwenden könnte. Bis auf die Efeu- und Eukalyptusblätter war nichts mehr verkaufstauglich. Schade um die Blumen, aber die Grünabfuhr würde sich freuen, dass sie heute nicht vergeblich durch die Strassen ziehen würde.

«Sieh an, sieh an, Dornröschen ist auch da.» Mit frischen Schnittblumen beladen lief Eileen hinter die steinerne Theke zu den Arbeitstischen an der Wand. Wenig amüsiert verdrehte ich die Augen. Eigentlich mochte ich sie, aber ihren Humor verstand ich nicht. Um diese Uhrzeit erst recht nicht. Mit ihrem dunklen Pferdeschwanz und der immer, immer gebügelten Kleidung glich sie viel eher einem Model aus einem Businessmagazin als einer Floristin. Und ich sah daneben aus wie die exzentrische Kreuzung aus einem dieser Trollpüppchen der Neunziger und einem Punk. Ich ging zu Daphnes Lieferwagen, um Eileen zu helfen, die heutige Blumenlieferung in den Laden zu tragen.

Der Wagen war ein hässliches Ding, in dem man kleine Kinder hätte entführen können. Soweit ich wusste, hatte Daphne das noch nie getan. Es hätte mich allerdings nicht gewundert, wenn das Auto eine kriminelle Vergangenheit gehabt hätte.

Katja hatte in der Zwischenzeit die Aussengestaltung beendet und begonnen, die älteren Schnittblumen in Eimer zu stellen, um Platz zu schaffen für die neuen. Während sie arbeitete, hörte sie Daphne zu, die von ihren morgendlichen Abenteuern in der Blumenbörse erzählte. Wenn Daphne in Stimmung war, waren ihre Geschichten besser als jede Ra-

diosendung.

Nachmittags stiefelte eine Gruppe junger Bahnhofgangster in den Laden. Obwohl der Laden direkt vor ihrem Revier, dem Bahnhofplatz, lag, fühlten sie sich sichtlich unwohl zwischen den Blumen und Pflanzen. Nach unzähligen unangebrachten Witzen, Kommentaren und Ellenbogenstößen im Rudel hatte sich der Casanova der Bande für einen gemischten rosa Blumenstrauss mit einer wunderschönen Lilie in der Mitte entschieden. Während ich ihn einpackte, riet ich ihm: «Sie sollten den Blumenstrauss möglichst bald wieder aus der Plastikfolie auspacken, weil die Blumen in der Wärme sonst zu schnell aufgehen.»

«Also... Alle?», fragte der Junge vorsichtig.

Ich wusste, ich sollte nicht. Wirklich nicht. Es war gemein. Das gehörte sich nicht, war nicht professionell. Der Kunde hatte, gemessen an seinem jugendlichen Alter, vermutlich vorher noch nie Blumen gekauft. Noch während ich versuchte, mich selbst davon abzuhalten, hörte ich mich antworten: «Ja. Alle. Alle in der ganzen Umgebung.»

Offensichtlich war der arme Junge in seinem kurzen Leben noch nicht sehr oft Sarkasmus begegnet, denn er wirkte ehrlich schockiert, dass er sich gerade die Verantwortung für sämtliche Blumen in seinem Umfeld erkaufte haben sollte.

10. Juni

«Die dumme Kuh kann selber gucken, wo sie bleibt!» Während ich die Pflanzen im Laden goss und auf Verkaufstauglichkeit prüfte, wettete Eileen über ihre Mitbewohnerin. «Die ist so dumm! Dumm, Frieda, ich sag's dir. Dumm! Weisst du, was sie gestern gemacht hat? Sie hat Gemüse geschnitten und alle Küchenabfälle einzeln in Küchenpapier eingewickelt, bevor sie sie in den Kompost geschmissen hat. So dumm, ich kriege eine Krise mit dieser Frau, ich sag's dir!» «Hast du nicht erzählt, dass sie erst gerade von Zuhause ausgezogen ist? Vielleicht weiss sie es einfach noch nicht besser», versuchte ich mit einem Hibiskus in der Hand zu relativieren. Ich zupfte zwei knusprig braune Blätter aus der Pflanze und stellte sie zum Abtropfen auf einen grossen Unterteller. Ich hasste Giessen. Es war eine stumpfsinnige Arbeit und durch das ständige Aufstehen und Hinhocken wurde mir andauernd schwarz vor Augen. Ich griff nach der nächsten Pflanze im dunkelgrauen Regal neben der Theke. Die hatte lustige Blätter. Sie waren dunkelgrün und ledrig, etwa so gross wie ein Ei und völlig gekräuselt. War das eine Philodendron-Art? Eigentlich müsste ich das wissen. Sollte jemand fragen, würde ich es einfach behaupten. Die Erde war noch feucht, also stellte ich die Pflanze zurück in ihren weissen Keramikübertopf. Eileen klagte derweil weiter. «Und putzen kann sie auch nicht! Ich bin ja normalerweise nicht so heikel.» An dieser Stelle lachte ich laut auf und sah sie mit einer hochgezogenen Augenbraue an. «Ich bin wirklich nicht so schlimm. Ich mag nur einfach Ordnung!», verteidigte sie sich. Klar. Und die Hölle ist nur eine Sauna. «Aber wenn sie geputzt hat, ist es hinterher genau so dreckig wie vorher, ich sag's dir!» Amüsant, wie lange Eileen sich über solche Dinge aufregen konnte.

15. Juni

Der heutige Nachmittag dümpelte vor sich hin. Es kamen kaum Kunden ins Geschäft, und die wenigen Nasen, die sich in unser Blumensortiment verirrt, verliessen den Laden bald wieder, ohne etwas zu kaufen. Katja und ich arbeiteten friedlich vor uns hin, während sie mir Russisch beibrachte. «Asminog ist die mit die viele Arme», beschrieb sie eine Krake. Ich fand, das klang wie ein Schimpfwort. Du Asminog! «Aftsa ist Schaf und Kasa ist die andere, mit Hörner. Wie heisst das? Ziege! Kasa ist Ziege. Und Utka ist Ente, quack quack.» Ich versuchte, die Wörter zu wiederholen. Als Kind hatte ich mit meinen Geschwistern Geheimsprachen erfunden, stets mit der passenden Geheimschrift dazu. Etwa so kam ich mir jetzt vor: Als würde ich die Geheimsprache eines anderen lernen, und nicht, als ob das richtige Wörter wären. Eine weitere Kundin schmökerte in unseren Blumen herum. «Was heisst noch mal «Erschiess mich!» auf Russisch?», schaltete Eileen sich in unseren Russischunterricht ein. «Sastremina. Sastre - Erschiessen, mina - mich», antwortete Katja. Daphne fand das zu makaber und wollte wissen, was Marienkäfer hiess. Boshye korovka war ein süsser Name für einen so süssen Käfer. Ich verliess den Russischunterricht, um die Kundin zu bedienen. «Fangen Sie nie etwas mit einem Drogensüchtigen an», warnte sie mich und stellte mir ein buntes Sonnenblumengesteck vor die Nase. «Glauben Sie mir, auch wenn Sie ihn lieben und denken, Sie könnten ihn ändern, Sie können es nicht. Er kann sich nur selbst ändern. Es wird Sie kaputt machen.» Zusammen mit dem Geld für das kleine Gesteck gab mir die Kundin ihre Lebensweisheit weiter und verliess das Geschäft. Kraft des ihr selbst verliehenen Amtes als Chefin befand

Daphne irgendwann, dass nun Zeit sei für eine Nachmittagspause und scheuchte mich und Katja an die frische Luft. Wir schlenderten zur Eisdielen am Ende der Strasse und setzten uns dort an einen der Tische. Im Kopf noch bei der letzten Kundin, erzählte ich Katja von den ständigen Andeutungen meiner Mutter, doch endlich eine Beziehung einzugehen. Sie war dabei etwa so subtil wie eine Kalaschnikow. Bei der Vorstellung fing Katja an zu lachen. Nachdem mein Bruder sich kürzlich von seiner langjährigen Freundin getrennt hatte, lastete die Hoffnung auf Enkelkinder nun auf mir. Eigentlich machte mir das nichts aus, aber ich liess mir bei der Erfüllung der Wünsche meiner Mutter offensichtlich zu viel Zeit. Ständig fiel sie mit der Tür ins Haus und erzählte mir, was ihre Ansprüche an meinen Zukünftigen waren. Er müsse attraktiv sein, freundlich, gut mit Kindern, er müsse kochen können, weil ich das nicht kann, den Haushalt führen, weil ich das nicht tue, genug Geld verdienen, um eine Familie zu ernähren. Weiter ging es dann mit einer Auflistung von positiven Charaktereigenschaften und abschliessend folgte eine Liste von Moralvorstellungen, die er teilen müsse.

Während ich meine Mutter imitierte, fiel Katja lachend fast vom Stuhl. «Stovia stochla! Ich sterbe! Du solltest Komikerin werden, Frieda», glückste sie. Grinsend löffelte ich meinen Eisbecher leer. Auf dem Rückweg zum Laden sagte Katja, die sich nun wieder beruhigt hatte, nachdenklich: «Aber weisst du, ich glaube, es gibt die eine Person. Und wenn es ist die richtige Person, dann es gibt dir ein Schlag ins Herz, verstehst du?»

19. Juni

«Skittles!», dröhnte es durch den Laden. Der Laden war gerammelt voll und wie eine Herde Schafe starrten mich jetzt alle an. Na toll.

«Skittles, ich brauche eine neue Rolle Klebeband!» Es war nicht so, dass mir der Spitzname peinlich war. Die Situation war es allerdings durchaus. Über die Schafe hinweg sah Daphne mich entschuldigend an. Immerhin merkte sie selbst, dass sie besser meinen richtigen Namen verwendet hätte. Ich holte das Klebeband, während die Kunden hinter mir spekulierten, weshalb ich diesen Spitznamen hatte. Es lag an meinen bunten Haaren. Ich kam immerhin besser weg als Daphnes Hund: Der arme, uralte Mischlingsrüde hiess Dingle, benannt nach der Stadt in Irland.

Nachdem wir den Grossteil der Herde abgearbeitet hatten und die Schafe den Laden alle glücklich und mit Blumen versorgt wieder verlassen hatten, blieben bloss noch eine Handvoll Kunden übrig. Eine alte Dame wackelte durch den Laden. Mit ihrem zitternden Kopf sah sie aus wie eine Taube auf Rosensuche. Nachdem sie bezahlt hatte, ruckelte sie verwirrt um die eigene Achse, schaute hinter das nächste Regal und meinte nachdenklich: «So was. Jetzt habe ich meinen Mann verloren.»

Nüchtern meinte Eileen: «Na, immerhin haben Sie noch Ihr Portemonnaie.»

Was für eine Optimistin.

23. Juni

Heute kam Daphne mit einem Buch in der Hand von ihrer Raucherpause zurück und legte es neben mir auf den Arbeitstisch. Das Buch habe draussen zwischen den Pflanzen gesteckt, ich könne es haben, wenn ich wolle. Ich sah mir den Titel an, es war «Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand» von Jonas Jonasson. Ich hatte davon bisher erst den Film gesehen, doch der war grossartig. Der Alte stieg an seinem Geburtstag aus dem Fenster, weil er keine Lust mehr hatte auf das Altersheim und stürzte sich in eine Reihe merkwürdig abstruser Situationen. Wenn es nur tatsächlich so einfach wäre, seinem Alltagstrott zu entkommen... Ich dankte Daphne und steckte das Buch ein. Wie kam man auf die Idee, in einem Blumenladen ein Buch auszusetzen? Wir waren schliesslich keine Bibliothek. Aber gut, einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul, wie mein Vater stets zu sagen pflegte.

Eileen erklärte, dass sie neulich ihre Bücher aussortiert hatte, weil sie zu viele davon besass. Perplex sah ich von meinem halb fertigen Gesteck zu ihr. Als ob es so etwas wie zu viele Bücher gäbe. Ich hatte durchaus nichts gegen das Aussortieren von Büchern, aber die Erklärung schien mir etwas dürftig. Als ich ihr das sagte, antwortete sie nüchtern, sie wolle schliesslich nicht in einer Bibliothek leben. Bei ihr klang es, als ob das etwas Schlechtes wäre.

07. Juli

Es gibt Tage, die sind einfach grundgut. Die Sonne scheint, die Vögel zwitschern und Kinderlachen erfüllt die Luft. In einem Park steht ein Zuckerwatteverkäufer und irgendwoher weht Popcornduft. Pärchen flanieren durch die Gegend und auf einer Wiese sonnen sich die Banker in ihrer Mittagspause. Ein totales Klischee eines Tages, aber das schmälert den Genuss eines solchen kein bisschen.

Heute war kein solcher Tag. Es regnete seit Tagen in Strömen. Um in der Eile seinen Zug zu erwischen, hatte gerade ein Passant unseren schönen blauvioletten Hortensienbusch vor dem Laden umgerannt. Nun lag er traurig in einer Pfütze und verlieh dem grauen Asphalt etwas Farbe. Trotz alledem hatte ich gute Laune. In den Schaufenstern standen zwei grosse Vasen mit leuchtenden Sonnenblumen. Einige künstlerisch drapierte Sommersträusse mit bunten Dahlien brachten Hoffnung auf Wärme und Sonne in den trüben Alltag der Regentage. Während ich kleine Gestecke machte, versuchte ich, Katja davon zu überzeugen, dass die Demokratie von Affen inspiriert sei. Das stimmt zwar nicht, doch Katja war sehr leichtgläubig. Ich war keine Lügnerin und sie nicht dumm, aber ich hielt sie gerne zum Narren, indem ich ihr erfundene Tatsachen für wahr verkaufte. Es waren nie böartige Sachen, sondern stets unnützes Wissen, das ich ihr unterzujubeln versuchte. Am Anfang hatte sie mir alles geglaubt, da sie mich für klüger hielt, als ich war. Mittlerweile hatte sie allerdings gelernt, skeptisch zu sein. Darum steigerte es meinen Triumph umso mehr, wenn ich es schaffte, sie zu überzeugen.

Forscher hätten im 18. Jahrhundert herausgefunden, erzählte ich ihr, dass manche Affen mittels Geschenken ihren Anführer demokratisch wählen würden. Immer, wenn der

Anführer zu alt würde oder stürbe, würde unter den jungen männlichen Primaten ein Nachfolger bestimmt. Während einer Woche würden sich die Wahlbewerber besonders um die Babys, die Alten und die Schwachen der Herde kümmern. Dadurch würden sie ihre Fürsorge und ihre Führungsqualitäten demonstrieren. In dieser Zeit würden die restlichen Herdenmitglieder ihnen Geschenke machen, in Form von Nahrung oder Stöcken, welche vermutlich als Werkzeuge benutzt würden. Derjenige mit den meisten Geschenken am Ende der Woche würde der neue Anführer.

Es war mein Glück, dass sie nicht wusste, dass bereits die alten Griechen in Demokratie gelebt haben. Affen praktizieren ausserdem keineswegs Demokratie. Aber das konnte ich ihr immer noch erzählen, nachdem sie meine Geschichte geschluckt hatte.

Auf ihre skeptische Frage, ob die Demokratie denn wirklich erst so kurz existiere, antwortete ich deshalb, dass bis zum Ersten Weltkrieg doch überall noch Könige, Kaiser und Zaren an der Macht gewesen seien. Das war noch Monarchie. Dieser Fakt war immerhin teilweise wahr. Monarchie gab es tatsächlich bis zum Ersten Weltkrieg – in manchen Teilen Europas. Amerika war längst eine Demokratie, aber auch die Franzosen und die Schweizer wählten bereits vor dem ersten grossen Krieg regelmässig ihre eigene Regierung. Ich sah, wie ihre Skepsis langsam schwand und packte mein letztes unschlagbares Argument aus: Die Namen. Wenn die Forscher Namen hatten, konnte ich sie nicht erfunden haben. Namen kann man schliesslich googeln. Demokratie zwar auch, aber so weit überlegte die Gute dann doch nicht. Alexander von Humboldt hätte damals die Welt bereist, spann ich meine Geschichte weiter. Es gäbe auch ein Buch darüber, «Die Vermessung der Welt» hiesse es. Er habe als Naturforscher alles erforscht, was ihm unter die Augen kam, unter anderem eben jenes Sozialverhalten gewisser Affen-

rasen.

Oh, was war ich gut! Ich war nicht einmal sicher, ob Alexander von Humboldt im achtzehnten Jahrhundert gelebt hatte, aber der Name zeigte seine gewünschte Wirkung. Ich sah ihr an, dass ich wieder einmal gewonnen hatte. Während ich meinen Triumph im Stillen auskostete und leise in mich hinein lächelte, bemerkte ich eine Bewegung im Augenwinkel. Verwirrt schaute ich auf. Dort stand tatsächlich eine Gruppe roter Elefanten auf dem Vorplatz des Bahnhofs. Ich war mir zwar bewusst, dass ich eine grosse Fantasie hatte, dass sie sich aber so direkt auf die Realität auswirkte, war mir bisher noch nie passiert. Zugegeben, es handelte sich nicht um echte Elefanten, sondern um Erwachsene in Elefantenkostümen. Der Anblick war trotzdem befremdlich.

Nachdem sie die Köpfe zusammengesteckt hatten, drehten sie sich plötzlich um und schwärmten aus. Fasziniert beobachtete ich sie mit der gelben Sonnenblume in der Hand, die ich eigentlich gerade ins Gesteck hatte stecken wollen. Die Gestecke waren vergessen. Das merkte auch Katja. Nachdem ich sie darüber aufgeklärt hatte, dass ich sie wieder einmal so zum Besten gehalten hatte, war es nicht weiter verwunderlich, dass sie mir nun nicht glaubte, dass vor dem Laden rote Elefanten stünden. Doch dann sah sie sie selbst. Begeistert standen wir nebeneinander hinter der Theke und starrten durch das Schaufenster nach draussen. Offensichtlich war die Mission der plüschigen Dickhäuter, Umarmungen zu verteilen. Viele Kinder rannten auf sie zu, um sich umarmen zu lassen. Ich bemerkte einen Anzugträger, der möglichst unauffällig versuchte, hinter den Elefanten durchzuschlüpfen. Einer von ihnen hatte ihn trotzdem entdeckt und lief auf ihn zu, um ihm eine Umarmung zu schenken, doch der Herr wich ihm aus. Er beschleunigte seinen Schritt, aber das tat auch der Elefant hinter ihm. Schliesslich, ich traute meinen Augen kaum, liess der Mann allen Stolz fallen und fing

tatsächlich an zu rennen. Ein Aktenkoffer auf der Flucht vor einem roten Elefanten. Es war herrlich, dieses Spektakel! Der Elefant holte den Mann schliesslich ein und verdonnerte ihn zu einer extra langen, starken Umarmung. Im Laden brüllten wir vor Lachen, als sich der Anzug stinksauer und etwas peinlich berührt in Richtung S-Bahn trollte. Der Liebe entkommt nun einmal niemand.

Manchmal sind sich Realität und Fantasie doch näher als man denkt, schoss mir durch den Kopf. Da erfindet man selbst die tollsten Geschichten über Affendemokratien und Sozialstrukturen und die Realität haut mal eben rote Elefanten in den Ring. Da kann selbst die tollste Fantasie nicht mithalten. Dafür werde ich das nächste Mal, wenn mich jemand bittet, ihm eine Geschichte zu erzählen, nichts erfinden müssen. Der Herr mit dem Aktenkoffer sicher auch nicht.

13. Juli

«Hör mal, was ich heute in meinem Glückskeks hatte!» Ohne irgendjemanden zu grüssen, lief Ulla zu mir an die Theke. Seit sie mit dreizehn aus Dänemark hergezogen und in meine Schulklasse gesteckt worden war, waren wir befreundet. Obwohl ich stets lieber in der Schule gewesen war als sie, war sie Lehrerin geworden. Jetzt verbrachte sie ihr ganzes Leben dort. Lustig, wie sich Leben entwickeln.

«Liebe ist, wenn man zuerst den anderen liebt», las sie feierlich vor und sah mich an, als hätte sie die Antwort auf die Frage nach dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest gefunden. Dabei wusste man doch seit «Per Anhalter durch die Galaxis», dass die Antwort darauf 42 war.

«Wow, ganz toll», nickte ich ironisch. «Moral, das ist, wenn man moralisch ist, versteht er!»

In der Unterstufe unterrichtete man die Kinder nicht über Büchners Woyzeck, deswegen sah Ulla mich etwas irritiert an und die Anspielung auf die Tautologie ging leider verloren.

Ich wusste nicht, was Ulla an diesen Glückskekssprüchen fand. Meiner Meinung nach waren das hirnlose Pseudophilosophien, in denen Nietzsche wahrscheinlich jede seiner Theorien über die Begrenztheit der Menschen bestätigt gesehen hätte. Aber sie machten Ulla glücklich, also was soll's. Eine junge Frau betrat den Laden. Eifrig tippte sie auf ihrem Handy herum. Meine Begrüssung ignorierte sie geflissentlich, also ignorierte ich sie auch und sprach weiter mit Ulla. Auf einmal fragte die Frau das Regal: «Entschuldigung, halten die Rosen noch bis morgen?»

Da das Regal nicht antwortete, nahm ich an, dass sie eigentlich mit mir sprach. Ich antwortete, dass die Rosen morgen sterben würden.

Das war noch etwas, das ich nicht verstand. Natürlich hielten Schnittblumen nicht ewig und sich zu erkundigen, wie lange sie noch blühten, war völlig legitim. Eine durchschnittliche Rose blüht etwa fünf bis zehn Tage. Doch die Kundin gab den Rosen nicht einmal vierundzwanzig Stunden. Zu Recht war sie verwirrt von meiner Antwort. Leicht überfordert guckte sie durch den Laden, zurück zu den Rosen, zu Ulla, aus dem Fenster und wusste nicht recht, was sie nun tun sollte. Ich erbarmte mich ihrer und erzählte ihr die Wahrheit, aber sie traute mir nicht mehr über den Weg und verliess das Geschäft. Grinsend sah ich ihr hinterher und winkte Aristeia Herzog, die gerade auf ihrem täglichen Gang in die Apotheke war. Die Optikerin nebenan war ein herzenguter Mensch, aber sie hatte mehr als nur einen Knick in der Fichte. Als hochgradig hypochondrische Neurotikerin war es ihr Glück, dass zwei Läden neben ihrem Optikergeschäft eine Apotheke lag. Es war allerdings auch das Unglück des Apothekers, dass zwei Läden weiter eine desinfektionsmittelsüchtige Medikamentenabhängige ihre Zelte aufgeschlagen hatte. Vermutlich verdankte der Apotheker Fischhauber die Hälfte seines Umsatzes Aristeia, büsste im Gegenzug bei jedem ihrer Besuche aber auch etwa die Hälfte seiner Nerven ein.

Mit einer Ermahnung an mich, trotz Ullas Besuch zu arbeiten, verzog sich Daphne nach draussen. Sie sagte nie, sie ginge rauchen, stattdessen benutzte sie makabere Euphemismen wie «Krebs füttern» oder «Tauben vergiften im Park». Sobald Aristeia zurück in ihrem eigenen Geschäft sein würde, würde der alte Fischhauber aus der Apotheke kriechen und Daphne in ihrer Raucherpause Gesellschaft leisten.

Ulla liess sich von all dem nicht aus der Ruhe bringen und sinnierte weiter über ihren Glückskekse. Da Daphne direkt vor dem Schaufenster rauchte, arbeitete ich brav weiter an einer Tischdekoration. Ich nahm eine lilafarbene Sommer-

aster und band sie an die lange, bunte Blumengirlande, die auf den Tisch gelegt werden würde.

«Für morgen habe ich auch Glückskekse eingepackt, als Reisesnack. Ich hoffe, du hast schon gepackt», führte Ulla das Gespräch weiter, als seien wir nicht unterbrochen worden. Wir würden morgen zusammen ins Ferienhaus ihrer Eltern fahren. Ich freute mich schon unglaublich auf das Meer und das Nichtstun und die viele Zeit zum Bücher lesen.

«Ich rufe dich an, um sicherzugehen, dass du nicht verschläfst und den Zug verpasst. Also stell dein Handy laut!» Mit diesen Worten verabschiedete sie sich wieder. Ihre Mittagspause war vorbei und die ganzen kleinen Kinderköpfe warteten im Klassenzimmer, um von ihr erleuchtet zu werden.

03. August

Träge tschilpte ein Vogel im Baum vor sich hin. Weit entfernt kreischte ein Kind, ansonsten war die Luft gesättigt mit Schweigen. Die Sonne brannte müssig vom Himmel und selbst der Wind schien zu träge, um bei dieser drückenden Wärme richtig zu wehen. Faul blätterte ich die nächste Seite um. Neben mir stand ein längst nicht mehr kühles Wasserglas. Immerhin war die Flüssigkeit noch nicht verdampft. Ich schob die Sonnenbrille zurecht und verfolgte mit, wie Mr. Darcy Elizabeth Bennet seinen ersten, unerträglich arroganten Heiratsantrag machte. Sobald sie ihn wütend zu recht gewiesen und niedergemäht haben würde, würde ich wohl oder übel das Buch schliessen müssen. Dann würde ich mich mit der Grazie eines neugeborenen Wasserbüffels aus dem Liegestuhl erheben, den Schweissfilm auf der Haut durch Sonnencreme ersetzen und mich auf den kurzen Weg an den Strand machen, um dort weiter faul herumliegen zu können. Ulla quengelte schon seit geraumer Zeit, dass sie endlich loswolle.

Ein gänzlich anderes Quengeln riss mich aus meinen schönen Sommerferienerinnerungen zurück in die Realität des Blumenladens. Mit einem frustrierten «Suchka!» pfefferte Katja ihren halbgebundenen Strauss auf die Theke. Manche Tage waren einfach keine Strausstage. Ich hatte seit etwa zwei Jahren keinen Strausstag mehr gehabt. Obwohl eine Floristin, die keine Sträusse bindet, etwa dasselbe ist wie eine vegane Metzgerin, funktionierte das Arrangement für mich vorzüglich. Ich band nicht gerne Sträusse, also tat ich es nicht.

Mit amüsiertem Schmunzeln beobachtete ich Katja, wie sie auf Russisch fluchend den Strauss wieder in seine Einzelteile zerlegte, um noch mal von vorne zu beginnen. Die Blumen

zurück in die Vase, den Eukalyptus, den Efeu und die Pistazie auf drei getrennte Haufen – es sah aus wie Aschenbrödel, die den Weizen von den Linsen trennt, um doch noch auf den königlichen Ball zu dürfen. Um sie von ihrem Elend abzulenken, fragte ich sie, was sie als Kind werden wollte. Sie antwortete: «Floristin, aber jetzt gerade ich frage mich warum.»

Naja, das mit der Ablenkung hatte nicht wirklich funktioniert. Eigentlich wollte ich auch viel eher auf ihre durchgeknallt utopischen Lebensträume hinaus, die man so nur in der Fantasie eines Kindes finden konnte. «Als ich noch klein war», startete ich einen neuen Versuch, «wollte ich ein Café eröffnen. Ein kleines, süßes Café in einem Gässchen irgend-einer Altstadt, wo die Leute den ganzen Tag sitzen und über Quartiersklatsch tratschen. Wo genau wusste ich nicht, aber es war mir auch nicht wichtig. Nachmittags kommen Schüler und Studenten, um zu lernen, während morgens die Senioren ihre Aufwartungen machen. Ich hatte einmal ein Bild gesehen von einer Teestube, die ganz in Rosa war. Das Geschirr war antikes Porzellan mit Blümchenmuster, und das ganze Ding war unglaublich kitschig, aber ich fand es toll. Auf dem Bild war auch die dicke, grinsende Besitzerin in einer rosa Strickjacke, mit einer Teekanne in der Hand. Wenn sie mit einem Café so glücklich sein konnte, wollte ich das auch sein. Ich verbrachte damals Stunden damit, mir mein eigenes Lokal auszumalen.»

Katja beendete ihr russisches Gefluce und liess sich auf meine Tagträume ein. Zusammen entwarfen wir ein neues Café. Serviert würden bunte Cupcakes, Kekse und Kuchen, spann Katja meine Kindheitsträume neu. «Bunt, wie deine Haare, Frieda», sagte sie.

Meine Haare kringelten sich diesen Monat in einer wilden pink-orangen Mähne um meine Schultern. Da ich wie immer kein Haargummi dabei hatte, hatte ich mir ein blaues

Stoffband darum geschlungen, damit sie mir nicht ständig ins Gesicht fielen.

Da ich nicht nicht bunt konnte, war das ein willkommener Vorschlag für mein Traumcafé. Einfarbig rosa, wie das Café damals auf dem Bild, wäre mir mittlerweile viel zu beschränkt.

Ausserdem gäbe es Kaffee mit buntem Milchschaum und eine kleine Ecke mit frischen Schnittblumen, aus welchen sich die Gäste Sträusse zusammenstellen lassen konnten, träumte Katja weiter.

So wie ich nicht ohne Farben konnte, konnte sie wohl nicht ohne Blumen.

Wenn wir Blumen hätten, forderte ich einen Kompromiss, dann wolle ich auch eine Bibliothekswand. Eine ganze Wand voller Bücher, aus denen man mitnehmen konnte, was man wollte. Dafür musste man für jeden genommenen Roman einen anderen ins Regal stellen.

Die Gedanken machten immer mehr Spass, je länger wir darüber sprachen. Während ich weiter meine Gestecke steckte und Katja ihren Sträussen eine neue Chance gab, entwickelten wir unser Bücherblumencafé immer weiter. Mitten in der Diskussion, ob wir an den Wochenenden eine Bar haben sollten oder nicht, keifte ein alter Mann: «Entschuldigung! Wird man hier nicht bedient?»

Und so zerplatzten Träume.

Prekrasny. Fantastisch.

15. August

Immer noch gut gelaunt und tiefenentspannt von meinen zwei wunderschönen Wochen am Meer in Südfrankreich stand ich hinter der Theke und begrüßte das Ehepaar, das gerade durch die Tür kam. Mitte vierzig, händchenhaltend, immer noch glücklich miteinander. Süß. Nach Betrachtung unseres Rosenangebots beklagte sich die Frau bei ihrem Mann, dass unsere Rosen so unfassbar teuer seien. Die würden doch in zwei Tagen sowieso verwelken, das sei das Geld doch nicht wert. Sich einig in ihrer Empörung verliessen sie den Laden wieder, ohne auch nur ein Wort an mich gerichtet zu haben.

Dabei verstand ich auch nicht, warum man so viel Geld für die perfekte Rose zahlen musste, die alle Welt haben wollte. Der erste Kunde, der bei mir reinspaziert käme und mir aus seinem eigenen Garten eine perfekt gerade Rose brächte, achtzig Zentimeter lang, mit Blättern wie gemalt und einer faustgrossen Rosenknospe, die vor Schönheit die Engel singen liess, eine Rose, die duftet wie das Paradies und mindestens zwei Wochen hielt, aber davor nicht einen Tag Arbeitsaufwand kostete, dem hätte ich sofort alle Rosen geschenkt, die wir hatten.

Obwohl er unsere Rosen dann gar nicht mehr nötig haben würde.

17. August

«Und Katzen?», hat der Junge gefragt. Die seien okay, sagte dann die Mutter, aber Hunde nicht, weil das so im Mietvertrag stünde.» Fröhlich erzählte ich Eileen von einem Gespräch, dass ich heute Morgen im Zug mitangehört hatte, während ich den Steckschaum in einen Topf drückte. Es war ein hässlicher Topf, den ich hoffte, mit einem hübschen Gesteck irgendeinem Ahnungslosen unterjubeln zu können. Er bestand aus zwei Teilen, einem Hasengittergestell aussen und dem eigentlichen schmierig schlammbräunlichen Keramiktopf. Um ihn zu füllen, hatte ich den Keramiktopf aus dem Gestell herausgenommen.

«Und Meerschweinchen?», fragte der Junge dann. Die seien auch okay, weil es kleine Tiere sind, antwortete die Mutter.» Ich schnitt den Steckschaum zurecht und stellte den Topf in das komische Hasengittergestell zurück.

«Und Katzen?», fragte der Junge dann wieder. Die Mutter bejahte noch mal und erklärte, die seien ja auch klein. Darauf der Junge: «Und Baby-Giraffen?» Über die Geschichte lachend versuchte ich, meine Finger zwischen dem Topf und dem Gitter herauszuziehen, aber in einem Anfall von Blödsinn gelang es mir nicht. Also stand ich da wie ein lachender Vollidiot und musste mir nach einigem Rütteln eingestehen, dass ich mir die Finger eingeklemmt hatte und alleine aus dieser Situation nicht wieder herauskommen würde. Etwas beschämt bat ich Eileen, mir zu helfen. Sie kam kopfschüttelnd zu mir und meinte: «Das ist jetzt nicht dein Ernst, Frieda? Das ist echt selten dumm, ich sag's dir!» Ich konnte ihr nicht einmal verübeln, dass sie mich auslachte, darum lachte ich mit. Sie hatte ja recht, es war selten dumm.

Nachmittags kam ein Pärchen vorbei, um ihren Brautstraus und zwei Anstecksträusschen abzuholen, die Eileen für sie

gemacht hatte. Da Daphne ihr eine Nachmittagspause gönnt hatte und sie nun mit Katja vermutlich in der Eisdiele sass, holte ich den Brautstraus aus dem Kühlraum. Unauffällig fragte ich Daphne, wo die Anstecksträusschen seien, da ich sie nicht finden konnte, aber die Kunden nicht merken sollten, dass es ein Problem gab. Offensichtlich hatte Eileen vergessen, sie zu machen. Zum Glück war es eine Sache von zwei Minuten, aus den übrig gebliebenen Blumen des Brautstraus zwei Anstecker zu basteln. Während ich je zwei cremefarbene Babyrosenknospen mit einer Farnspitze zusammenband, erklärte Daphne dem Pärchen, das mache man immer so. Damit die Anstecker ohne Wasser möglichst lange frisch blieben, würde man sie erst so spät wie möglich binden. Dadurch hätten sie länger Zeit, sich mit Wasser vollzusaugen und liessen nicht so schnell die Köpfe hängen. Obwohl die Ausrede völlig an den Haaren herbeigezogen war und überhaupt nicht stimmte, kauften die Kunden ihr die Erklärung ab. Offensichtlich war sie sogar so plausibel, dass die beiden, äusserst zufrieden mit unserem Service, ein grosszügiges Trinkgeld hinterliessen.

Daphne hatte recht, als sie sagte, die besten Sachen könne man nicht planen, die kämen einfach, wenn man nicht damit rechnet. «Ich sag's dir!»

23. August

Um Katja aus ihrer gedrückten Stimmung herauszulocken, versuchte ich, sie heute wieder in ein Gespräch über unser Kindheitscafé zu verwickeln. Mir fiel schlicht kein besseres Thema ein, um sie vom Streit mit ihrem Freund abzulenken. Diesmal liess sie sich nur sehr viel zögerlicher darauf ein und schweifte gedanklich immer wieder zurück zu ihrem Streit. Zur Mittagszeit spazierte Ulla in den Laden. Nachdem sie eine Weile zugehört hatte, begann sie eigene Vorschläge vorzubringen. Kurzerhand erweiterte sie die Dessertkarte um eine Brunch- und eine Mittagskarte und stellte sich selbst als Köchin an, da ich zwar grossartig backen, aber nicht kochen konnte. Als Rache für ihre dreiste Einstellung in den Träumen anderer verdonnerte ich sie zusätzlich auch zur Buchhalterin. Das könne ich schliesslich auch nicht, meinte ich unschuldig grinsend. Es störte mich eigentlich nicht wirklich, dass sie in unserem Traumcafé mitmischte. Dank ihrer Menükarten war ich allerdings richtig hungrig geworden und beeilte mich, in die Mittagspause verschwinden zu können.

Als wir durch die Lebensmittelabteilung bummelten, fragte mich Ulla, ob das mein Ernst gewesen sei mit dem Café. Lachend verneinte ich und erklärte ihr, dass es nur eine Träumerei von mir und Katja war, um uns wieder aufzuheitern. «Aber lustig wäre es schon, wenn du das machen würdest», stellte sie fest. Überrascht von dem Ernst in ihrer Stimme sah ich sie an, doch sie wühlte in ihrem Beutel. Sie hatte ihn selbst gestrickt, aus Wolle, die sie zum Abschied von ihrer letzten Schulklasse geschenkt bekommen hatte. Weiterwühlend drückte sie mir zwei Wollknäuel, drei Stricknadeln und eine halbe Packung dänische Lakritzkaugummis in die Hand. Wenigstens standen die nicht auf unserer Menükar-

te, denn sie schmeckten grauenhaft. Aber Ulla liebte sie fast so sehr wie ihre Glückskekssprüche. Einen solchen zog sie jetzt triumphierend aus den Untiefen ihres Chaotenbeutels.

«Ha! Hier. «Träume sind Ziele ohne Ablaufdatum.»»

Klar. Als ob ich das Café jemals wirklich eröffnen würde. Als hätte Ulla damit alles gesagt, packte sie das Gerümpel in meiner Hand wieder in ihre Tasche und lief zum Keksgregal. Ich folgte ihr und fischte unauffällig mein Mittagessen, das sie versehentlich mit eingepackt hatte, wieder aus ihrem Beutel heraus.

Ich kann doch nicht einfach so ein Café eröffnen. Ich bin schliesslich gelernte Floristin, keine Barista.

05. September

«Halten die Blumen bis morgen? Ich wäre grundsätzlich gerne bereit, etwas mehr Geld auszugeben, aber nicht für etwas, das nur einen Tag hält», meinte der Kunde mit skeptischem Blick auf die Schnittblumenauswahl. Immer, wenn man denkt, jetzt sei der Tiefpunkt der Menschheit erreicht, findet noch jemand ein tieferes Stockwerk. Nachdenklich biss er in sein Gourmetsandwich. *Sastre mina*, als ob das Sandwich länger als einen Tag halten würde. Manchmal fragte ich mich, ob Dummheit ein Volkssport war. Ich wollte diesen Kunden zwar nicht direkt als dumm bezeichnen, das wäre unhöflich, aber einer von uns beiden war eindeutig klüger als er. Mit dem Geld, das er für dieses Sandwich liegen gelassen hatte, hätte er sieben indischen Kindern ein Jahr Schulunterricht finanzieren können. Anschliessend wäre immer noch genügend Geld übrig gewesen, um sich Schnittblumen zu kaufen. Aber selbstverständlich waren die Blumen exorbitant überteuert und nicht das Sandwich. Und selbstverständlich verwelkten die Blumen in der Minute, in der der Kunde sie zuhause in die Vase gestellt hatte. Es war ein langer Prozess gewesen, die Blumen so zu züchten, dass sie das konnten.

Ich war nicht gegen freie Meinungsäusserung, aber wenn die eigene Meinung erwiesenermassen die Brillanz einer Mülltonne hatte, dann sollte man sie vielleicht trotzdem für sich behalten.

Natürlich behielt ich all diese Gedanken für mich und half dem Kunden, den schönsten, langlebigsten Strauss des Ladens zu finden.

Menschen waren eine merkwürdige Spezies. Je mehr man sich um sie bemühte, desto selbstverständlicher war alles. Wenn ich mich richtig reinhängte, witzig spritzig vor Ideen

sprühte, selbstverständlich abwartete, bis der Kunde das Telefonat mit seinem tauben Wellensittich beendet hatte und am Ende auch noch Draht und Perlen auspackte, damit der Strauss das gewisse Etwas erhielt, dann erhielt ich keinen schlappen Pfifferling. Für Selbstverständliches gab es eben kein Trinkgeld.

Wenn eine andere Kundin auf äusserst komplizierte Weise beschrieb, dass sie gerne alle drei Gerbera im selben Papier eingepackt hätte, dann erhielt ich ein halbes Königreich. Und ein Lama. Bloss, weil ich verstanden hatte, was die Kundin selbst nicht verstand. Vielleicht war ich zu jung oder hatte zu wenig *-logie*-Fächer studiert, um dieses Phänomen zu verstehen. Aber solange ich überhaupt Trinkgeld kriegte, wollte ich mich nicht beklagen. Auch wenn bei manchen Leuten Schmerzengeld angebracht wäre.

Ich sah dem Sandwichkunden hinterher, als er den Laden verliess und kehrte zurück an den grossen Esstisch zu Daphne. Wir hatten noch eine halbe Stunde offen und warteten nun kartenspielerisch auf den Feierabend. Wir spielten UNO mit französischen Spielkarten. Daphne war kurz davor zu gewinnen. Zum siebten Mal in Folge. Es war unglaublich frustrierend, mit ihr Karten zu spielen, aber die Gespräche dabei waren super. Heute erzählte sie mir von ihrer Kindheit in Kenia. Ihr Vater war berufsbedingt dorthin versetzt worden und so hatte sie die ersten sechs Jahre ihres Lebens dort verbracht. Als völliger Wildfang, der sie war, hatte sie es genossen, mit den Kindern der Nachbarschaft den ganzen Tag auf der Strasse zu spielen. Auf dem Markt hatten sie manchmal Bananen oder andere Früchte geschenkt gekriegt, die sie dann am Strand gegessen hatten. Ungefährlich sei das Leben dort bei weitem nicht gewesen, doch als Kind hatte sie nicht wirklich mitgekriegt, dass ihre Mutter sie die ganze Zeit über streng im Blick behalten hatte.

Ich fand ihre Geschichten unglaublich spannend. Man stelle

sich nur mal vor, eine Kindheit in Afrika! Obwohl Daphne das Ganze relativierte, schliesslich sei es für Kinder in Kenia genauso gewöhnlich dort zu sein, wie es für mich gewöhnlich sei, hier zu sein, faszinierte es mich trotzdem. Das Spannendste, was mein bisheriges Leben zu bieten gehabt hatte, war die Frage, wie man als Kind auf der Couch einschlafen, aber im eigenen Bett aufwachen konnte. So richtig der Bringer auf der Spannungsskala war das nicht.

18. September

Der Laden war rappellvoll mit wartender, zahlender Kundenschaft. Durch das Telefon klang die Stimme eines etwa fünfzehnjährigen Mädchens: «Guten Tag, ich habe ein Problem.» Telefonate, welche so begannen, waren nie gut.

«Ich habe eine Pflanze, aber sie wächst nicht.»

Wie schnell sollte eine Pflanze ihrer Meinung nach denn wachsen? Drei Meter pro Minute?

Ich hatte bereits jetzt keine Nerven mehr, aber ich riss mich zusammen und erkundigte mich, um welche Pflanze es sich handelte.

Die Stimme erklärte: «Ja, also... Sie hat so einen Stiel, so braun, und so Blätter hat sie auch, so... Ja. Also sie sieht aus wie ein Baum.»

Ich fasste es nicht. Hatte das Kind Weichspüler getrunken? War es zu heiss gebadet worden? War es mit Anlauf gegen eine Wand gerannt? Was sollte das? Ich fragte sie, ob ihr bewusst sei, dass jede Pflanze einen Stiel und Blätter habe. Sonst wäre es keine Pflanze.

Sie dachte lange darüber nach. Auf einmal verkündete sie erfreut: «Ach, Moment! Hier hängt ein Schildchen am Baum! Vielleicht steht da ja ein Name drauf.»

Sie las.

«Oh. Entschuldigen Sie. Es ist eine Plastikpflanze. Oh Gott, das ist so peinlich!»

Ich fasste es jetzt erst recht nicht mehr. Tiefend vor Sarkasmus antwortete ich: «Absolut. Aber wir haben zum Glück den ganzen Tag nichts zu tun, deshalb haben wir auch immer Zeit, solch zielführende Anrufe entgegen zu nehmen. Schönen Abend.» Ich legte auf. Mit Mühe konnte ich mich davon abhalten, das Telefon an die Wand zu pfeffern. Können Menschen mit einem derart tiefen IQ eigentlich gera-

deaus laufen? Denn entweder hatte das Kind den IQ einer mittelbraun gerösteten Scheibe Toast, oder sie hielt sich für besonders pfiffig, weil sie zur Hauptverkaufszeit die Nerven einer ohnehin schon genervten Floristin strapazierte. Es war *nicht* pfiffig.

24. September

«Diese roten Rosen sind für eine zwanzigjährige...»
Ich war innerlich milde schockiert. Eine Zwanzigjährige?!
Der Junge war mindestens fünfzig! Ich hoffte schwer, dass sie seine Tochter war.

«... Beziehung.»

Na, Gott sei Dank bediente ich keinen Pädophilen.

Hätte ich eigentlich das Recht gehabt, ihm die Rosen zu verweigern, wenn er tatsächlich pädophil gewesen wäre?

«Der Strauss wird auf den Knien überreicht werden, wie man das vor zwanzig Jahren noch machte. Auch wenn meine Knie damals noch jünger waren...»

Okay, das war süß. Ob mir wohl auch einmal ein Mann auf diese Weise Rosen überreichen würde?

«Ich hätte ihr ja etwas Grosses, etwas Pompöses geschenkt, wie sie es verdient. Aber sie möchte lieber etwas Kleines, dafür Persönliches...»

Zum ersten Mal während dieses Verkaufsgesprächs blickte ich dem Kunden richtig ins Gesicht. Er strahlte. Auf diese «Mann, was habe ich für ein verdammtes Glück mit meiner Frau»-Weise, wie es frisch Verliebte in Romanzen tun. Ich hatte immer gedacht, strahlende Verliebte seien eine schriftstellerische Erfindung. Und doch stand hier ein Mann, seit zwanzig Jahren in dieselbe Frau verliebt, und strahlte wie Tschernobyl. Zwanzig Jahre und er sah so glücklich aus wie nach dem ersten Date. Ein winziges bisschen beneidete ich seine Frau um die Tatsache, dass sie jemanden gefunden hatte, der sie so aufrichtig liebte.

«...Ich wünsche Ihnen, dass Sie auch einmal so auf eine zwanzigjährige Beziehung zurückschauen können!»

Wünschen wir uns das nicht alle?

01. Oktober

Der Schauspieler und Komiker Groucho Marx sagte einst: «Ich hatte einen perfekten, wundervollen Abend – aber dieser war es nicht.»

Dem konnte ich nur zustimmen. Leider. Vor dem Laden rannten seit geraumer Zeit zwei Kinder herum. Die Kinder wären vermutlich süsse, kleine Pausbäckchen, welche sonntags brav in ihren schicksten Kleidchen Kirchenlieder sangen, ihre Stofftiere zum Tee luden und von der Oma regelmässig für ihr engelhaftes Betragen Kekse zugesteckt bekamen. Heute war weder Sonntag, noch war die geringste Engelhaftigkeit in Sicht. Die Winzlinge kreischten in Tonlagen, die vermutlich für Fledermäuse gedacht waren. Ausserdem hatten sie in ihrer Überdrehtheit kein Verständnis für das Konzept von automatischen Schiebetüren. Ständig rannte einer der beiden Gören unter dem Sensor durch. Jedes Mal, wenn die Türen sich auseinandersoben, war es, als würden sich die Tore der Hölle öffnen. Das Geschrei, der Lärm, das Tempo der eilenden Passanten, untermalt von stampfenden und tobenden Kinderfüssen waren eine regelrechte Reizüberflutung in der heiligen Stille des Blumenladens. Obwohl die Mutter aus einiger Entfernung ihren Nachwuchs im Auge behielt und in unregelmässigen Abständen zur Vernunft mahnte, war sie dennoch machtlos gegen die geballte Energie zweier entfesselter Dämonen.

Eine Frau setzte sich zu der Mutter auf die Bank. Die beiden begannen ein Gespräch über die unerschöpfliche Energie von Kindern und die Herausforderungen der Mutterschaft, welches ich durch die ständig öffnenden und schliessenden Türen nur auszugsweise mitbekam. Als die Türen sich das nächste Mal öffneten, fragte die Mutter gerade: «Wollen Sie eins der Kinder haben?»

Die Frau meinte, ohne eine Miene zu verziehen: «Nein, vielen Dank. Ich habe auch gerade erst eines verschenkt.» Die Türen schlossen sich wieder. Während die Mutter wohl etwas darauf erwiderte, warf die Frau den Ausgeburten des Satans einen aussagekräftigen Blick zu, der in aller Deutlichkeit zeigte, dass sie die Mutter nicht um ihren Nachwuchs beneidete.

Der kurze Gesprächsfetzen war in derart absurder Ernsthaftigkeit vonstattengegangen, dass ich im Laden laut auflachte.

Vielleicht würde der Abend doch noch unterhaltsam werden.

06. Oktober

«Hast du es dir mittlerweile mal überlegt?» Ulla sass wieder einmal im Laden und wartete mit mir zusammen auf meinen Feierabend. Als wäre sie hier zuhause, hatte sie auf unserem grossen Eichentisch ihre Schüleraufsätze ausgebreitet und korrigierte halbherzig, wenn ich einen Kunden zu bedienen hatte.

«Ich habe es dir im August schon gesagt, ich eröffne das Café nicht. Das war bloss Gedankenspielerei. Es wäre hirnrissig, so etwas zu tun», antwortete ich. Ich erwähnte allerdings nicht, dass ich mich immer öfter dabei ertappte, wie ich ernsthaft in Erwägung zog, es doch zu tun. Die bunten Cupcakes würde ich beibehalten, Katjas Blumenecke allerdings rausschmeissen. Stattdessen würde ich im *blütenleben* einen Dauerauftrag für die Tischdeko aufgeben. Der ganze Laden würde in einer Mischung aus Achtziger-Jahre-Café und modernem Industriechic gestaltet, mit bunten Farbakzenten und ausgewählten Postern überall. Über der Theke hinge eine schwarze Tafel, auf der mit Kreide die Tageshits und Aktionen geschrieben stünden. Ich sah das Café förmlich vor mir.

Ich meine, wäre es wirklich hirnrissig? Oder einfach nur gewagt, aber machbar? Als hätte sie meine Gedanken gelesen, fragte Ulla mich das auch. «Du weisst, was der Glückskeks gesagt hat, Frieda. «Träume sind Ziele ohne Ablaufdatum.» Träume sind Ziele. Ziele kann man erreichen. Wie hirnrissig ist es denn, auf einen Berg zu steigen und doch hocken sie da oben alle auf dem Mount Everest. Dann kannst du auch das Café aufmachen!»

Ich verstand nicht wirklich, was das eine mit dem anderen zu tun hatte. Darum antwortete ich nicht darauf und betrachtete stattdessen meine frisch gefärbten Haare in der

Spiegelung des Kassenschildschirms. Hoffentlich war mein Schweigen laut genug, um meinen Standpunkt zu verdeutlichen.

Meine Friseurin hatte sich dieses Mal selbst übertroffen. Die rechte Seite meiner Haare war azurblau, die linke war knallpink. Ich liebte meine wilden Locken in diesen Farben.

Ulla dachte vermutlich, dass ich die ganze Zeit über ihren verrückten Vorschlag mit dem Café nachdachte und Zeit bräuchte, die Idee sacken zu lassen. Obwohl sie gewöhnlich nicht sehr viel Fingerspitzengefühl besass, sprach sie das Thema an diesem Abend nicht wieder an.

Mit einem eigenen Café könnte ich wohl kaum Erfolg haben. Oder doch?

12. Oktober

Ich dachte immer, irgendwann hat man den Dreh raus. Irgendwann hat man das Leben verstanden, weiss, wie es läuft, wie es funktioniert. Als Kind hört man immer, dafür sei man noch zu jung, das verstehe man erst, wenn man älter sei. Ich war älter. Ich verstand es nicht.

In Gedanken versunken, spiesste ich einen Zierapfel auf einen Bambusstab, um ihn in mein rundes Gesteck zu stecken. Ich dachte, ich ginge zur Schule, mache eine spannende Ausbildung und der Rest meines Lebens würde beginnen. Ich würde erfolgreich. Ich lernte jemanden kennen, verliebte mich, heiratete, hätte Kinder. Ich würde in einem Beruf arbeiten, den ich liebte, ich würde zufrieden sein. Und wenn ich dann, von Enkelkindern umzingelt, auf mein Leben zurückschaute, würde ich feststellen, dass ich beim nächsten Mal alles genau so machen würde.

Ich drehte den mintgrünen Topf, um zu prüfen, ob man zwischen den gemischten Herbstblumen den Steckschaum noch sah.

Da war keine Zukunftsangst in meinem Plan, keine Angst, dass ich nicht wüsste, was genau dieser Beruf sein sollte. Da war kein Zweifel, ob ich diesen Jemand jemals finden würde. Nirgends stand etwas von dieser Verwirrung, die einen befiel, wenn man mitten im Leben stand und nicht wusste, in welche Richtung man gehen sollte. Oder sollte man bleiben? Ich klebte einen Preis an das Gesteck und stellte es in das Regal neben dem Schaufenster.

Nicht dass ich in meinem Leben jemals eine Gebrauchsanweisung gelesen hätte, aber manchmal wäre so ein Ding schon praktisch, um im Leben weiter zu kommen. Alle meine Freunde heirateten. Sie bildeten sich weiter, blühten auf. Kriegt Kinder. Ich meine, ich liebte sie und gönnte ihnen

ihre Erfolge von Herzen, aber manchmal fühlte ich mich, als stünde ich auf der einen Seite einer Glasscheibe und sie auf der anderen. Als wäre ich irgendwo falsch abgebogen und führe jetzt Kreise durch ein postpubertäres Teenietown, während sie sich schon auf der Autobahn zum Erwachsenenleben befanden.

Ich füllte den nächsten Topf zur Hälfte mit Steckschaum, um ein gestuftes Gesteck machen zu können.

Anstatt beruflich weiter zu kommen, steckte ich seit Jahren im selben Laden fest. Ich hatte keinen Beruf, den ich liebte. Natürlich liebte ich das Team, aber die Blumen waren mir völlig egal. Ich hatte nicht einmal eine spannende Ausbildung gemacht. Ich hatte einfach die erstbeste Ausbildung gemacht. Ich wusste nicht, was ich hätte anders machen müssen, um dorthin zu kommen, wo die anderen waren. Wenn ich irgendwann dort ankommen würde, würden sie dann noch dort sein oder rannte ich ihnen mein Leben lang hinterher? Würde das mein ganzes Leben sein? Der Versuch, dort anzukommen, wo die anderen waren? Wollte ich dort überhaupt hin?

«Entschuldigen Sie», unterbrach ein altes Männchen mit Lederkoffer meine Gedanken. «Können Sie mir sagen, wie ich zum Hotel *La Corona* komme?»

Er wusste wenigstens, wo er hinwollte.

25. Oktober

Ein kleiner Junge führte neugierig seine Pommes in unserem Laden spazieren. Seine Mama war vermutlich irgendwo draussen auf dem Bahnhofplatz, während er durch die Lokale zog. Nachdem er eine Weile mit grossen Augen neben der Theke gestanden hatte und zusah, wie wir arbeiteten, lief er wie ein Schmetterling von Blume zu Blume und sah sich alle genau an. Um die Eindrücke im Hirn besser verarbeiten zu können, mampfte er zwischendurch immer wieder einige Fritten. Vor der Vase mit den orange-rot gemusterten Chrysanthemen blieb er unverhältnismässig lange stehen. Wie ein Kunstliebhaber vor der Mona Lisa stand er vor diesen Blumen und besah sie von allen Seiten. Aus dem Augenwinkel beobachtete ich ihn, um zu verhindern, dass er mit seinen salzigen Fettfingern alles beschmierte. Er drehte sich um und fragte mich auf Englisch, wie der Name dieser Blume sei. Nach meiner Antwort verzog er verdutzt das Gesicht und befand, dass das ein sehr merkwürdiger Name sei, ob ich mir den ausgedacht habe. Amüsiert erklärte ich ihm, dass Blumen von denjenigen benannt wurden, die sie als Erste gefunden hatten. Dieses Konzept leuchtete ihm wohl ein, denn nachdem er einige weitere Pommes verschlungen hatte, drehte er sich urplötzlich um. Zielstrebig marschierte er aus dem Laden und verkündete wild entschlossen, ohne zurückzuschauen: «I'm going to find a flower and name it!» Ein so kleiner Mensch voller so grosser Ziele. Faszinierend. Schmunzelnd sah ich ihm hinterher. Dabei fiel mir auf, dass draussen ein Chrysanthemen-Busch vom Tisch gefallen war. Ich legte das Werkzeug, mit dem ich gerade einen Kürbis ausgehöhlt hatte, beiseite und folgte dem Jungen, um den Busch wieder aufzurichten. Neben der Pflanze lag ein kleines türkises Buch, das den Busch offensichtlich von seinem

Platz gefegt hatte. Ich hob es auf, um den Titel zu lesen. Es war «Pippi Langstrumpf» von Astrid Lindgren. Nicht nur als Kind hatte ich diese Figur geliebt!

Am allerliebsten mochte ich die Szene, in der Pippi beschliesst, ein Klavier zu kaufen. Als Thomas sie darauf aufmerksam macht, dass sie gar nicht Klavier spielen könne, fragt sie ihn pragmatisch: «*Aber wie soll ich das wissen, wenn ich es noch nie versucht hab?*»

Grinsend bemerkte ich, dass der Junge gerade eben dasselbe unerschütterliche Selbstvertrauen und denselben unbekümmerten Blick auf die Welt gehabt hatte wie Pippi Langstrumpf. Sie wäre sicher ebenso zielstrebig aus dem Laden marschiert, um eine neue Blume zu finden. Beide hatten diese durchgeknallt utopischen Lebensträume und sahen kein Problem darin, sie zu verwirklichen.

Wie schön wäre es doch, wenn man eine von Pippis Krümeluspillen hätte und nicht gross zu werden bräuchte...

01. November

Würde ich es bereuen, wenn ich jetzt den Schritt wagte, mich mit einem Café selbstständig zu machen? Auch wenn ich es Ulla gegenüber immer abgestritten hatte, die Hirnspinnste, die ich mit ihr und Katja gesponnen hatte, gefielen mir eigentlich wirklich.

Aber natürlich wäre das dumm. Was verstand ich schon von Selbstständigkeit? Ich hatte keine Millionen auf dem Konto und keine Ahnung von Buchhaltung. Ich konnte Cupcakes backen und eine Kaffeemaschine bedienen. Dank meinem Floristenjob konnte ich mit Menschen umgehen, egal wie dumm, penetrant oder unausstehlich sie waren. Das wäre sicher brauchbar in einem Café. Allerdings konnte ich nicht pünktlich sein und ich wüsste gar nicht, wo ich anfangen müsste, wenn ich einen eigenen Laden aufmachen wollte. Da gab es doch sicher eine Menge zu beachten!

«Wie hast du dich eigentlich damals selbstständig gemacht?», fragte ich Daphne in der Mittagspause.

Über ihr früheres Selbst lächelnd, erzählte sie, wie sie nach ihrer Ausbildung in einem der bekanntesten Blumenläden der Stadt gearbeitet hatte. «Ich habe immer ein halbes Jahr gearbeitet und bin das restliche halbe Jahr mit dem Geld um die Welt gezogen. Wenn alles aufgebraucht war, kam ich zurück», erinnerte sie sich. Irgendwann sei die Chefin eines Blumenladens in ihrer Heimatstadt in den Ruhestand getreten und habe sie gefragt, ob sie ihn übernehmen wolle. «Ich habe nicht wirklich lange darüber nachgedacht. Ich war impulsiv, naiv und habe es einfach getan. Aber es hat ja geklappt, also was soll's.»

Ich dachte langsam weiter essend darüber nach. «Ich glaube nicht, dass ich das könnte, einfach so impulsiv und naiv in ein Abenteuer zu springen, ohne zu wissen, wie tief die Lan-

dung sein wird.»

Daphne zog ihre linke Augenbraue hoch. «Skittles, du machst ständig verrückte Sachen. Warst du nicht letzten Winter verletzt, weil du in einer Klappkiste rodeln warst? Du bist ohne Lenkrad oder Ausweichmöglichkeit ungebremst am Leben vorbei gerast. Auf deiner Postkarte aus Venedig damals hast du geschrieben, du hättest im strömenden Regen mitten auf dem Markusplatz getanzt. Während sich alle anderen an die Hauswände drückten und der Verrückten zuschauten, die dort in der Mitte klatschnass wurde, hast du irgendwelche Kinderlieder gesungen und dich im Kreis gedreht.»

Da war etwas dran. Das war ziemlich impulsiv und naiv gewesen. Vor allem die Klappkiste. Ob diese verrückte Spontanität sich allerdings auch auf solch wichtige Dinge wie die berufliche Zukunft übertragen liess, war ich mir noch nicht so sicher. Vielleicht könnte ich Ulla dazu überreden, im Café mitzumachen, dann müsste ich wenigstens nicht alleine impulsiv und naiv sein. Ausserdem hatte sie eine Buchhalterausbildung gemacht, bevor sie Lehrerin wurde. Das könnte auch nützlich sein.

«Manchmal muss man Dinge auch einfach tun», unterbrach Daphne meine Gedanken und sah mich an. «Ich bereue nicht viel in meinem Leben. Du hinterfragst zu oft. Hör auf, deine Stirn so zu runzeln, das gibt Falten!» Mit diesen Worten überliess sie mich meinen Gedanken und gesellte sich zum alten Fischhauber, der draussen rauchte. Ich fand den Apotheker nebenan irgendwie gruselig. Er war bestimmt schon hundertfünfzig Jahre alt. Ausserdem gehörte er zu jenen alten Menschen, die kleine Kinder anschrien, wenn sie in der Öffentlichkeit zu laut waren und ihre Fussbälle behielten, wenn sie auf ihr Grundstück rollten. Er war bestimmt auch der Apotheker, der Romeo und Julia vergiftet hat.

09. November

Um den Ersten Weltkrieg herum fiel einem Russen auf, dass Hunde im Tierheim anfangen zu sabbern, sobald sie die Schritte der Pfleger hören. Iwan P. Pawlow, der Russe, fragte sich, weshalb das wohl so war und begann mit einer Reihe von Experimenten. Jedes Mal, bevor er seinem Hund etwas zu fressen gab, läutete er eine Glocke. Der Hund begann, das Futter mit dem Glockenton zu verbinden. Mit der Zeit floss ihm, wortwörtlich, schon das Wasser im Munde zusammen, wenn er nur den Ton hörte. Dabei war noch gar nichts zu fressen in Sicht. Mit dem erfolgreichen Ende dieser Experimente waren die klassische Konditionierung und der Pawlow'sche Reflex geboren.

Dieser Reflex war auch der Grund, warum wir uns zu dritt mit halb fertigen Sträussen in der Hand hinter dem Vorhang des Mitarbeiterbereichs herumdrückten, anstatt zu arbeiten. Allerdings dachte keine von uns ans Essen. Denn wir wurden nicht mit Glocken auf Futter trainiert, sondern mit Hasstiraden auf Flucht. Mit der Zeit hatten wir einen sechsten Sinn entwickelt für Situationen wie diese. Wer bei der Flucht zu langsam war, wurde zurückgelassen. Das bedeutete in der Regel, dass es die Neuen und Schwachen traf, doch wir kannten da kein Pardon. Der Selbsterhaltungstrieb war einfach stärker. Selbstverständlich hatten wir ganz viel Mitleid und nichts sagende Plattitüden bereit, wenn die Luft wieder rein war. Aber erst dann.

Bis dahin musste die arme Katja wohl oder übel die heutigen Hasstiraden über sich ergehen lassen. Schweigend standen wir in dem engen Räumchen eingeklemmt zwischen Garderobe und Klotür und bestätigten uns gegenseitig mit Blicken, wie froh wir waren, nicht dort draussen zu sein. Denn die Wurzel des Übels, Herr Weber, lief gerade zur Hochform

auf. Es war wie der dritte Akt in einem griechischen Drama. Der Höhepunkt, der Wendepunkt, die Peripetie. Der Vorteil war, von nun an liess der Sturm etwas nach. Der Nachteil war, es kamen noch zwei Akte, bevor der Vorhang fiel.

Der Stammkunde Weber war insgesamt eigentlich kein schlechter Kerl. An seinen guten Tagen war er durchaus sympathisch. Obwohl sein Glas stets halb leer war, kam er gerne zum Plaudern in den Laden. Er war etwa Anfang fünfzig, hatte graue Haare und war klapperdürre. Ab und zu kaufte er seiner Freundin eine Rose. Meistens erzählte er uns allerdings lediglich, wie schlecht sie war, weil sie wieder Drogen konsumiert hatte. Aber das tat der gute Weber offensichtlich auch.

Denn dann kamen seine schlechten Tage.

An diesen Tagen kam er nicht zum Plaudern. An diesen Tagen taperte er in den Laden wie an allen anderen Tagen auch, explodierte jedoch urplötzlich wie eine Landmine. Er schrie, zeterte und brüllte herum. Manchmal griff er nach den Vasen im Regal und fuchtelte damit herum, als wolle er sie uns an den Kopf schmettern. Er hatte noch nie etwas kaputt gemacht, was bemerkenswert war, aber irgendwann wird immer das erste Mal sein. Seine Wortwahl an diesen Tagen stieg selten über die Gürtellinie, war stets frauenverachtend und pflegte in der Regel zutiefst beleidigend und bedrohlich zu sein.

Wir hatten gelernt, dass das Beste war, ihn einfach zu ignorieren. Ihm machte das nichts aus und uns kostete es etwa drei Nerven weniger, wenn wir ihm nicht zuhörten.

Wir hatten auch gelernt, dass das Schlechteste war, die Polizei zu erwähnen. Leider gab es immer wieder hilfsbereite Kunden, welche es zwar gut meinten, es aber schlecht machten.

Eine solche Kundin stand bei Katja wohl gerade im Laden. Anstatt ihre Blumen zu bezahlen und zu flüchten, drehte sie

sich zu Herrn Weber um und drohte ihm, die Polizei zu rufen, sollte er sich weiterhin so aufführen.

Im Kabäuschen verdrehten wir synchron die Augen und wappneten uns für einen erneuten, hoffentlich kurzen Anstieg der Wut. Das wäre dann wohl das retardierende Moment des vierten Aktes gewesen. Ein letzter Anstieg der Spannung, der alle Hoffnung auf ein gutes Ende zunichte macht, während alles auf die nun unausweichliche Katastrophe hinführt.

Leise, aber eindringlich ermahnte Katja die Kundin, doch bitte zu schweigen und zu zahlen. Aus eigener Erfahrung wusste ich, dass die Kundin Katja für einen Feigling hielt. Ich spürte ihren verurteilenden Blick bis hinter den Vorhang. Bestimmt fragte sie sich, weshalb Katja nichts gegen den wütenden Unhold unternahm. Sie konnte ja nicht wissen, dass der kürzeste Weg durch diesen Sturm die kalte Schulter war. Zum Glück fügte die Kundin sich dem Wunsch und verliess kurz darauf den Laden.

Herr Weber war mittlerweile im fünften Akt angelangt. Mit einem lauten Knall schmetterte er die Vase auf die Theke. Es sprach für die Qualität unserer Vasen, dass sie auch diesmal nicht zu Bruch ging. Obwohl er immer noch brüllte wie ein kampfbereiter Gorilla, liess die Kraft seines Polterns langsam nach. Rückwärts trat er den bewaffneten Rückzug an, in dem er noch einige letzte Beleidigungssalven ausstieß.

Vorsichtig spähten wir hinter dem Vorhang hervor, um zu schauen, ob die Luft rein war. Etwas zittrig stand Katja allein, mit ihren verbliebenen drei Nerven hinter der Kasse. Der Laden lag ruhig und still da. Die Blumen blühten mit ganzer Kraft, als wollten sie mit ihren bunten Farben das letzte Übel aus der noch herrschenden Atmosphäre tilgen. Es war ein seltsam friedliches Bild nach der vergangenen Explosion.

Eine nach der anderen nahmen wir Katja in den Arm, betüd-

delten sie mit unseren besten Plattitüden und überhäuften sie mit allem aufrichtigen Mitleid, das wir finden konnten. Trotzdem konnte keine von uns sich des Gedankens verwehren, dass wir froh waren, nicht an ihrer Stelle gewesen zu sein.

Wie beim Pawlow'schen Reflex verstärkte sich auch der Weber-Reflex mit jedem Training. Katja hat ihre Lektion gelernt. Ziemlich sicher wird Herr Weber das nächste Mal einen leeren Laden vorfinden, egal ob er einen guten oder einen schlechten Tag haben wird.

Und keiner von uns wird es leidtun.

18. November

Fasziniert hielt ich Daphne den Tannenzapfen unter die Nase, den ich gerade aus einer Weihnachtsdekokiste gewählt hatte. Er war perfekt symmetrisch geöffnet.

«Guck mal!», forderte ich sie auf, als ob sie mit dem Zapfen im Gesicht irgendwo anders hätte hingucken können. Da er schon so lange in dieser Kiste gelegen hatte, knackte er leicht, wenn man ihn in der Hand zusammendrückte.

«Hör mal!» Ich schob den Zapfen von Daphnes Augen zu ihrem Ohr. «Er knuspert so lustig.»

Daraufhin entbrannte eine leidenschaftliche Diskussion zwischen uns beiden, ob Zapfen knuspern oder knacken. Katja, deren Arbeitsplatz zwischen uns lag, sah von der einen zur anderen, als ob wir nicht mehr alle Matroschkas beisammen hätten.

Da ich mein aktuelles Buch bereits fertig gelesen hatte, dichtete ich in der Mittagspause auf dem Bestellblock herum.

Der Knusperzapfen

Genau wie er sein soll, braun und perfekt

Wurde dieser Knusperzapfen entdeckt.

Er wächst im Wald an einem Baum

All die Knusperzapfen – Welch ein Traum!

Manchmal kommt ein Eichhörnchen und schnapp!

Pflückt sich einen Zapfen ab.

Knusper, knusper, mampf – und weg.

Dafür heisst's jetzt: Hallo Winterspeck!

Tief im Wald bei Schnee und Eis

Da findet man Winterspeck sehr heiss.

Eine kräftige Eichhorndame, mit oder ohne Gewand,

Hängt bei vielen Männchen an der Wand.

Attraktiv wie im Playboy, schön wie Heidi Klum,

Da reissen sich die Männchen drum.

Und das alles nur, ihm sei's gedankt!

Dem Knusperzapfen, der dort im Winde schwankt.

Cicero und Goethe würden das Gedicht zwar als Müll verschreien, aber ich fand es ziemlich gut. Goethe wurde sowieso überbewertet. Ich kritzelte noch ein Bildchen von einem fetten Eichhörnchen auf einer verschneiten Waldlichtung darunter und klebte es Eileen ans Kästchen. Das würde sie vielleicht etwas aufmuntern, wenn sie mit ihrem gebrochenen Fuss wieder arbeiten kommen musste. Das arme Kind war neulich von ihrem Pferd gefallen, weil sich ein besonders lustiger Fahrradfahrer von hinten angeschlichen und keine zwei Meter hinter dem armen Winnie eine quietschende Vollbremse vollzogen hatte. Nicht überraschend, dass der Wallach sich erschreckt hatte und durchgegangen war. Die radelnde Intelligenzbestie hatte sogar noch die Nerven gehabt, die am Boden liegende Eileen zu fragen, ob das seine Schuld gewesen sei und ob sie okay wäre. Nachdem Eileen in ihrer schmerzverzerrten Wut mit dem feinfühligem Fahrrad fertig gewesen war, war dieses vermutlich weggeflitzt, als wäre der Teufel persönlich hinter ihm her. Wobei der Unterschied in der Bedrohung zwischen diesem und einer wütenden Eileen nicht sehr gross war. Es war ein Wunder, dass der hübsche Winnie bereits vor der Hauptstrasse wieder zur Ruhe gekommen war und somit wenigstens körperlich unverletzt blieb.

29. November

«Hey Katja, möchtest du gerne etwas Hübsches sehen?» Mit einem spitzbübischen Funkeln in den Augen und etwas goldenem Engelshaar in der Hand lief ich zu Katjas Arbeitsplatz hinüber. «Steck das hier in die Steckdose, dann funkelt es wie eine winzige Lichterkette.»

Bevor Katja die Hand ausstrecken konnte, unterbrach Eileen entsetzt die Aktion: «Frieda, bist du dumm? Du kannst ihr doch nicht sagen, sie soll Kupfer in die Steckdose stecken! Das ist tödlich, ich sag's dir.»

Lachend nahm ich das Engelshaar zurück zu meinem Arbeitsplatz und dekorierte damit den Adventskranz, der fast fertig dort stand. Natürlich hätte ich Katja nicht mit dem Engelshaar in die Nähe der Steckdose gelassen. Ich war ja nicht sadistisch. Aber zugegeben, ein bisschen gemein war es schon gewesen. Im Hintergrund klingelte das Telefon, als ich mich grinsend umdrehte, um mich bei Katja zu entschuldigen. Das Grinsen verschwand augenblicklich, als mein Blick auf Daphne fiel. Die Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, als sie das Telefon auflegte. In dem kurzen Moment, bevor ihr bewusst wurde, dass wir sie alle beobachteten, sah sie verloren aus. Dann riss sie sich zusammen.

«Dingle ist gestorben.»

Mit diesen Worten holte sie ihre Handtasche, zog eine Zigarette und die Autoschlüssel heraus und verliess das Geschäft.

10. Dezember

Prekrasny, dobar dan, kasa, suchka! Innerlich fluchte ich mit jedem russischen Wort, das mir Katja je beigebracht hatte. Ich glaube, das meiste davon waren nicht einmal Fluchwörter, doch das kümmerte mich in diesem Moment wenig. Ich hatte Mist gebaut, und zwar richtig. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, kam ich auch schon wieder zu spät. Zum vierten Mal diese Woche. Warum konnte ich nicht einfach pünktlich sein? Jede beerdigte Banane hatte eine höhere Pünktlichkeitsquote als ich!

«Frieda, wo ist der Gemüsekranz für die von Miladi-Beerdigung?»

Oje, sie hatte mich Frieda genannt. Das verhieß nichts Gutes. Ich hatte keine zwei Schritte in den Laden gemacht, da kam Daphne gefährlich ruhig auf mich zu. Ich wusste, dass Ausreden oder Lügen Daphne nur wütend machten. Sie regte sich nicht besonders oft auf, aber wenn, dann richtig. Wie bei einem Sommergewitter war der Sturm in der Regel heftig, aber kurz. Danach war die Luft sauberer als zuvor und nachtragend war sie zum Glück nie. Mich innerlich windend, zwang ich mich, ihr ins Gesicht zu blicken. Diese Wut in ihren Augen hatte ich noch nie gesehen. Das war kein Gewitter, das war eine ausgewachsene Naturkatastrophe. Boshye korovka!

Katja starrte mich quer durch den Raum verängstigt an und verschwand mit ihrer leeren Schnittblumenvase im Kühlraum. Sie hatte sie nicht einmal mit Wasser gefüllt. Kurz vor einer Naturkatastrophe hören alle Vögel auf zu singen und der Wald wird gespenstisch still. Genau so fühlte ich mich gerade. Katja versteckte sich im Kühler, Eileen rückte seit unheimlich langer Zeit draussen die immergrünen Tännchen zwischen den Topfmyrten gerade und ich wusste, ich

hatte ein Problem. Ich hatte die Bestellung vergessen.

Ich erinnerte mich an die kleine Frau mit dem akkuraten schwarzen Bob, die vor einer Woche in den Laden gekommen war, um den Kranz zu bestellen. Sie hatte einen faszinierenden Akzent. Zuerst dachte ich, es sei russisch, aber sie sprach melodischer als Katja und rollte das r weicher. Vielleicht kroatisch?

Sie trug einen fantastisch langen, smaragdgrünen Schal um den Hals, der einzige Farbtupfer in ihrem schwarz-weißen Outfit. Fast hätte ich sie gefragt, woher sie diesen gestrickten Schal hatte, doch da sie gerade Blumen für eine Beerdigung bestellen wollte, schien mir das etwas taktlos. Sie erzählte mir, dass ihr Nachbar an einem Stromschlag gestorben war, als er ihren Computer hatte reparieren wollen: «Ich hatte an dem Morrrgen noch keinen Kaffee, niicht. Ohne Kaffee geht niichts, niicht? Als mein Computerr niicht funktioniererte, rrief ich Herrn von Miladi, niicht. «Herr von Miladi, warrum geht das jetzt niicht?» ffragete ich ihn, niicht.» Ich hatte mich gefragt, ob ihr bewusst war, dass sie jeden Satz mit einem *niicht* beendete. Vermutlich niicht.

Weil Herr von Miladi Veganer gewesen war, wollte sie nicht nur Blumen, sondern auch Brokkoli, Mohrrüben und Kohl in ihrem Kranz haben. Offensichtlich hatte der Verstorbene Humor gehabt.

Ich erinnerte mich auch, sie erstaunt gefragt zu haben, ob sie mit dem jugoslawischen Schriftsteller verwandt sei, als sie mir ihren Namen («Jerrgović, niicht») für die Bestellung nannte.

Das Gemüse hatte gestern sogar schon im Kühlraum bereitgestanden. Wie hatte mir diese Bestellung entfallen können? Daphne musste das Schuldbewusstsein in meinem Gesicht gesehen haben, denn nun polterte sie los. So hatte ich sie noch nie erlebt.

«IST DIR BEWUSST, WAS DAS FÜR KONSEQUENZEN

HAT? DAS ...»

Seit ihr geliebter Dingle letzte Woche gestorben war, war sie sehr leicht reizbar und rastete wegen den kleinsten Dingen übermässig aus. Dieser Ausbruch übertraf alle vorherigen bei weitem. Unbewusst trat ich einen Schritt hinter die hohe Vase mit den roten Helikonien neben dem Eingang. Daphne musste die heute noch ausliefern. Gemeinsam mit dem Kranz, den ich nicht gemacht hatte. Es gab keine schlimmere Gelegenheit, eine Bestellung zu vergessen, als bei einer Beerdigung. An Hochzeiten waren die Leute sowieso fröhlich, an normalen Anlässen konnte man schnell einen Strauss improvisieren, aber an Beerdigungen waren die Leute tot. Da gab es keine zweite Chance.

«... VERANTWORTUNGSLOS! UND DU BIST ZUM SIEBTEN MAL DIESEN MONAT ZU SPÄT! ZUM SIEBTEN MAL IN ZEHN TAGEN! BIST DU EIGENTLICH BESCHEUERT? DU BRAUCHST DOCH EINFACH MAL EINE RICHTIGE OHRFEIGE! ...»

Daphne holte sogar mit der Hand aus, bremste sich aber und ballte ihre Hand zu einer Faust. Ihre Worte trafen mich hart. Natürlich wusste ich, dass zu spät kommen schlecht war. Ich verfluchte mich selbst regelmässig für meine offensichtliche Unfähigkeit, etwas dermassen Grundlegendes auf die Reihe zu kriegen. Aber es war schmerzhaft, dieselbe Verurteilung aus dem Mund von jemandem zu hören, der mich normalerweise unterstützte. Ich kam nicht einmal dazu, zu einer Verteidigung anzusetzen, weil sich Daphne in ihren Wutausbruch hineinsteigerte.

«... SO ARROGANT! ALS WÄRST DU DIR ZU GUT FÜR DIESEN JOB! ICH HABE DIR GESTERN GESAGT...»

Daphnes Stimme brach vor Wut. Katja, die ängstlich aus dem Kühlraum herausgespäht hatte, zog ihren Kopf hastig wieder ein und die Tür zu. Eileen widmete den Christrosen draussen eine Aufmerksamkeit, die sie in ihrem gan-

zen Pflanzenleben wohl nie wieder erleben würden. Und ich wollte sterben.

«... wenn ich dürfte, würde ich dich schlagen. Wirklich. Du machst jetzt diesen Kranz, SOFORT! Du bist besser fertig, wenn ich zurück bin.»

Mit diesen Worten rauschte sie an mir vorbei aus dem Laden. Die Energie des Wutausbruchs schien Daphne verlassen zu haben, doch sie kochte weiterhin. Ich setzte mich auf die zwei Stufen im Laden. Das Einzige, was mich in dieser Situation davon abhielt zu heulen, war meine schiere Willenskraft. Ich weinte nicht oft. Ich hasste es, weil es von Schwäche zeugte. Wenn ich eins verabscheute, dann war es schwach zu sein, ganz besonders, wenn es Publikum gab. Diesen Auftrag hatte ich gründlich in den Sand gesetzt. Ich atmete tief ein, versuchte mich etwas zu sammeln und machte mich schliesslich daran, den schnellsten Bouquetkranz meines Lebens zu stecken.

12. Dezember

Am Fusse der Bahnhofstreppe blieb ich stehen. Ich atmete tief ein und stieg langsam die Stufen hoch. Heute war der erste Tag nach diesem riesigen Wutausbruch, an dem ich wieder mit Daphne arbeitete. Gestern war sie nicht zur Arbeit gekommen, was in all den Jahren, die ich mit ihr arbeitete, noch nie vorgekommen war. Sie hatte manchmal früher Feierabend gemacht oder war mittags schon nach Hause gegangen, aber sie war noch nie gar nicht gekommen. Nicht einmal für Ferien. Sie liebte ihren Job und lebte für ihren Laden. Um meiner, aber vor allem ihrer selbst willen, war ich froh, dass sie sich gestern diesen Tag gegönnt hatte. Dingles Tod nahm sie mehr mit, als sie sich eingestehen wollte.

Im Laden angekommen, pünktlich wohlbemerkt, stellte ich ihr die Tüte mit ihren Lieblingserdnusskekse, die ich gebacken hatte, auf den Arbeitsplatz. Ich wusste, dass sie gewöhnlich nicht nachtragend war, aber der letzte Ausbruch war nicht gewöhnlich gewesen. Deshalb war ich mir nicht sicher, worauf ich mich einstellen musste. Friedensangebote in Form von Essen waren immer eine gute Idee. (Ausser bei Eileen. Die ass aus irgendeinem Grund kein Selbstgebackenes. Aber mit ihr hatte ich ja keinen Streit gehabt, also wen kümmerte es.)

Als Daphnes weisser Wagen vor dem Laden hielt, erwiesen sich meine Befürchtungen als vollkommen unnötig. Fröhlich genervt wie immer, wenn sie von der Blumenbörse kam, erzählte Daphne von dem armen Floristen, der sich getraut hatte, mit ihr um die letzten Königsprotea zu streiten. Er hatte natürlich verloren. Triumphierend trug Daphne die Protea persönlich in den Laden. Auf ihrem Arbeitsplatz entdeckte sie die Kekse und fragte, was es damit auf sich hatte. Kleinlaut erklärte ich ihr meine Befürchtungen, dass sie im-

mer noch sauer auf mich wäre und es mir furchtbar leidtue, dass ich immer zu spät käme und ausserdem die Bestellung vergessen hatte.

Gutmütig lächelte sie mich an: «Aber Skittles, du weisst doch, dass ich nicht nachtragend bin.»

Als ich daraufhin erleichtert zum Wagen ging, um die Pflanzen auszuladen, rief sie mir grinsend hinterher: «Die Kekse nehme ich trotzdem!»

24. Dezember

Malala Yousafzai war siebzehn Jahre alt, als sie als jüngste Person überhaupt den Friedensnobelpreis bekam. Steve Jobs gründete Apple im Alter von einundzwanzig. Friedrich Schiller schrieb seine Räuber mit dreiundzwanzig.

Ich war älter als sie alle und wusste nicht einmal mehr, wovon mein Gegenüber sprach. Der Genesungsprozess von Lilli, der Grünlilie der Kundin, hatte etwa die Spannungskurve eines Kekstrepts. Mit ausgestreckter Hand und leerem Lächeln wartete ich darauf, dass die gesprächige Dame endlich zahlte und ging. Natürlich zahlte sie mit so viel Kleingeld wie möglich und natürlich legte sie alle diese klitzekleinen Münzen neben meiner Hand auf den Tresen.

Schliesslich seien die Geschäfte doch immer froh um das Münz, gellen Sie?

Welcher Akzent war das denn?! In meinem Alter hatte Alexander der Grosse bereits Persien besetzt, und ich klaubte Kleingeld zusammen wie ein Bettler auf der Strasse.

Dabei mochte ich meinen Job an den meisten Tagen sogar. Blumen waren hübsch anzusehen, ermöglichten Kreativität und beschwerten sich nie. Doch trotz aller Kreativität liess sich die Monotonie je länger, je weniger abschütteln. Aufstehen, anziehen, arbeiten. Bedienen, beraten, binden. Verkaufen, verpacken, verabschieden. Während ich Lillis Besitzerin hinterher sah, dachte ich über die graue Eintönigkeit des Alltags nach. Die Frage nach dem Sinn des Lebens, dem Grund einer jeden Existenz, zwang schon viel grössere Philosophen als mich in die Knie. Kurz ehe ich jedoch zu einer bahnbrechenden Erkenntnis gelangen konnte, welche meinem Leben vielleicht eben jenen vermissten Sinn verliehen hätte, wurden meine Gedanken unterbrochen. Grünlilie Lillis Mama war zurück. Wie lange wir geöffnet hätten, wollte

sie wissen.

Noch eine Stunde, meinte ich. Schliesslich sei heute Weihnachten.

Dankend zog sie wieder von dannen und machte Platz für den Nächsten. Beim Einpacken von Weihnachtssternen und Christrosen wanderten meine Gedanken wieder zurück zum Sinn des Lebens. Wichtiger als Prestige und Status sei meiner Generation laut Wikipedia die Selbstverwirklichung. Die Selbstverwirklichung ist eine tolle Sache. Vorausgesetzt man weiss, was man verwirklichen will. James Dean, der Inbegriff der Coolness, war mit fünfundzwanzig nicht nur auf dem Höhepunkt seiner Karriere, sondern sogar schon seit einem Jahr tot. Und trotzdem erhielt er immer noch mehr Fanpost als jeder damals lebende Schauspieler Hollywoods. Auf einmal war die letzte Arbeitsstunde um. Klappe zu, Schotten dicht. Weil aber Weihnachten war, sollte man nicht gemein sein und die Kundschaft nicht einfach an die Luft setzen. So harrete ich der Dinge, bis sich der letzte Kunde für einen Weihnachtskaktus entschied.

Weihnachtssterne seien zu kommerziell, fand er. Die hätte doch jeder.

Weihnachtskakteen seien in der Tat etwas Kreativeres, stimmte ich ihm unaufrichtig zu. Es war mir egal, wie originell seine Pflanzenwahl war. Wenn er wüsste, wie viele dieser Kakteen allein an diesem Tag über die Theke geschoben worden waren, bräuchte er vermutlich bis Silvester, um sich für etwas Einzigartigeres zu entscheiden. Obwohl ich diese Überlegung wohlweislich für mich behielt, sah er mich verwirrt an. Was denn Kakteen seien, wollte er wissen. Ob ich Kaktusse meine?

Bei der Eule von Athene, war das sein Ernst? Genau genommen handelte es sich bei der Schlumbergia nicht einmal um einen Kaktus. Egal, ob man die Gattung umgangssprachlich als Weihnachtskaktusse oder Weihnachtskakteen bezeich-

nete.

Befriedigt, weil er einen Mitmenschen über grammatikalische Unkorrektheiten hatte aufklären können, nahm er seine Pflanze und ging. Während die Tür sich hinter ihm schloss, erfüllte mich ein Gefühl der Ruhe. Nicht nur, weil ich Feierabend hatte, sondern weil Weihnachten jetzt endlich beginnen konnte. Fast schon freudig rechnete ich die Kasse ab. Kaum war ich fertig, klopfte es an der Tür. Meine Freude verpuffte, als ein wild gestikulierender Kunde mir pantomimisch bedeutete, er wolle noch etwas kaufen. Mittlerweile hatte ich seit einer halben Stunde Feierabend. Da die Weihnachtszeit eine besinnliche Zeit war, besann ich mich darauf, freundlich zu sein.

Durch die geschlossene Tür erklärte ich, dass der Laden morgen wieder geöffnet sei.

Aber er wolle doch lediglich sieben einzeln eingepackte Rosen, das ginge doch ganz schnell.

Noch so ein Intelligenzallergiker. Mit verbissenem Lächeln wünschte ich ihm schöne Weihnachten und drehte mich um, bevor er etwas erwidern konnte.

Mit dem Öffnen des ersten Geschenks im Kreise meiner Familie eröffnete sich mir eine Erkenntnis. Jesus war dreiunddreissig Jahre alt, als er starb und dadurch eine neue Weltreligion begründete. Ich hatte folglich noch acht Jahre Zeit, bis ich den Sinn meiner Existenz in Frage stellen musste. Befreit öffnete ich das nächste Geschenk.

31. Dezember

Obwohl ich eindringlich davon abriet, den gemischten Blumenstrauß in Cellophan einzupacken, bestand der Kunde darauf. Meinen Einwand, dass es zu kalt sei, wischte er mit einer wegwerfenden Handbewegung beiseite. So kalt sei es nicht. Ich musterte ihn. Er war besser eingepackt als ein Weihnachtsgeschenk. Er trug Lederhandschuhe und einen langen dunkelgrauen Mantel, auf dessen Schultern einige Schneeflocken schmolzen. Den karierten Schal hatte er sich wie eine Lichterkette um den Hals gewickelt. Auf dem Kopf trug er eine mit Lammfell gefütterte Fliegermütze und seine Füße steckten in ebenfalls gefütterten Stiefeln. Ganz offensichtlich herrschten draussen mindestens dreissig Grad. Klar.

Achselzuckend packte ich die Blumen in der Folie ein. Manche Leute waren einfach beratungsresistent. Es war schliesslich nicht mein Problem, wenn sie bei der Übergabe aussahen wie vom Lastwagen überfahren. Betont freundlich kassierte ich sein Geld ein und verabschiedete ihn. Selbstverständlich wünschte ich ihm auch einen schönen Abend und einen guten Rutsch.

Einen Berg runter.

Ohne Schlitten.

Direkt in einen Baum.

03. Januar

Neulich hatte ich gelesen, dass Adeliepinguine ein wirklich abartiges Sexualverhalten hätten. Prostitution, Nötigung, Vergewaltigung und sogar Leichenschändung komme bei den putzigen Vögelchen nicht selten vor. Da kann man mal sehen. Wenn sie durch den Zoo watscheln auf ihren niedlichen, orangen Füsschen, dann tun sie süß wie Zuckerwatte und wenn keiner hinguckt, verhalten sie sich wie Ted Bundy. Und ich hatte immer gedacht ...

Jäh wurden meine Gedanken unterbrochen.

Argwöhnisch beobachtete ich einen Kunden dabei, wie er sich an meinen Rosen verging. Wobei «vergehen» nach meinem letzten Gedankengang irgendwie das falsche Wort war. Als würde er sich einen Zuchthengst kaufen, inspizierte er jeden einzelnen Blütenkopf eingehend. Fehlte bloss noch, dass er eine Lupe auspackte. Nachdem er bereits die fünfte Rose aus der Vase gerupft hatte, näherte ich mich leise von hinten und fragte ihn, absichtlich seine intensive Konzentration störend, ob ich ihm behilflich sein könne.

Er schaue nur, meinte er. Immerhin hatte er den Anstand, etwas ertappt zu wirken.

Unschlüssig drehte er die Rose, die seinen Ansprüchen offensichtlich auch nicht genügte, in der Hand. Lächelnd zog ich mich zurück. In der Regel hielt die «Erschrecke den Kunden»-Methode Grapscher, wie er einer war, sehr zuverlässig vom Grapschen ab.

Offensichtlich war er eine Ausnahme.

Unbeirrt rupfte und zupfte er an den Blumen herum, als würde er einem Huhn die Federn ausreissen. Hatte seine Mutter ihm nie beigebracht, dass man nur mit den Augen schaut? Unwillkürlich fragte ich mich, was er davon hielt, wenn ich ihm mit derselben Begründung meine Hand ins

Gesicht drücken würde: Ich schaue doch nur. Bevor ich es ausprobieren oder ein zweites Mal intervenieren konnte, schien er wie durch ein Wunder seine Rose gefunden zu haben. Stolz wie Bolle schritt er auf mich zu und knallte die Blume auf den Tresen.

Wieso suchte er so lange nach der perfekten Rose, wenn er sie anschliessend so respektlos behandelte? Dieser Gedanke war unerwartet tiefgründig. Liess sich das nicht auch auf Beziehungen übertragen? Leider holte der Kunde mich auf den Boden der Tatsachen zurück, bevor ich dem weiter nachgehen konnte.

Woher diese Rose käme, fragte er mich.

Aus der Vase, dachte ich. Aus Ecuador, antwortete ich.

Er verzog das Gesicht. Das sei ja nicht gerade umweltfreundlich, meinte er. Ob wir denn keine Rosen aus der Region verkauften? Schliesslich wolle er nicht schuld sein, wenn der Nordpol weiter schmilzt. Man müsse an die Pinguine dort denken. Die würden aussterben, wenn wir nicht endlich anfangen, verantwortungsbewusst zu kaufen. Klimawandel sei eine ernst zu nehmende Sache. Und diese vermaledeiten Plastiktüten gehörten ohnehin verboten.

Er wurde immer leidenschaftlicher. Ich kam nicht einmal dazu, ihn darauf aufmerksam zu machen, dass Pinguine nicht am Nordpol lebten. Und dass im Januar, bei minus drei Grad, nicht gerade regionale Rosensaison war, dürfte seinen Verstand übersteigen. Vermutlich kaufte er seine Erdbeeren im Februar und seinen Spargel im November. Milde lächelnd packte ich seine Rose im Papier ein. Kaum klebte der letzte Klebestreifen am Papier, bat er mich, die Blume in Cellophan einzupacken. Das sähe einfach schöner aus.

Auf meinen Einwand, dass es zu kalt sei, erwiderte er, es mache nichts, wenn die Rose nicht hält, sie werde in zwei Stunden ohnehin weggeschmissen.

Schweigend starrte ich ihn an. Er machte sich Gedanken

um die Klimaerwärmung und den Plastikkonsum, wollte seine Rose aber in Plastikfolie? Er machte sich Sorgen um die Ted-Bundy-Vögel, wusste aber nicht einmal, wo sie lebten? Er liess eine Rose um den halben Globus fliegen, um sie anschliessend kaltblütig zu zerstören und wie ein Mordopfer in der nächstbesten Mülltonne zu entsorgen? Seine Öko-Einstellung war so fundiert wie die Tweets von Donald Trump. Sie war wie das Plastik, das er so verabscheute: künstlich und ohne Sinn. Ich überlegte, ob es sinnvoll war, ihn darauf aufmerksam zu machen, entschied mich aber dagegen. Sollte er doch denken, was er wollte, solange er damit niemandem schadete. Während ich einkassierte, stellte er noch einmal klar, dass er keine Plastiktüte bräuchte, es ginge ohne. Wobei ich ihm ohnehin keine hätte geben können, da wir lediglich Papiertüten führten. An der Tür drehte er sich noch einmal um. Mit eindringlichem Blick ermahnte er mich, bei meinem nächsten Einkauf ein Beispiel an ihm zu nehmen und auf die Plastiktüte zu verzichten. Man müsse schliesslich an die Pinguine denken.

Als sich die Tür hinter ihm schloss, fragte ich mich, ob er wohl von der Leichenschändung wusste.

Hätte ich es ihm erzählen sollen?

13. Januar

«Guten Tag, wie darf ich Ihre Blumen einpacken?»

«Ja, gerne.»

Um es mit Goethes Faust zu sagen:

Da steh ich nun, ich armer Tor

Und bin so klug als wie zuvor.

Ich versuchte es noch einmal: «*«Ja, gerne Papier» oder «ja, gerne Cellophan?»*»

«Ja, gerne einpacken.»

Ich glaube, mich tritt ein Pferd. Ich brauchte einen anderen Job.

Ich startete noch einen dritten Versuch: «*Papier oder Cellophan?»*»

Ich überartikulierte jedes Wort, in der Hoffnung, dass das seinen Hirnwindungen half, die Information besser zu verarbeiten.

«Oh. Ah. Ähm, Papier.»

Na bitte, ging doch. Der Kunde sah mir zu, wie ich seine rote Skimmie einpackte. Kaum klebte der letzte Klebestreifen am Papier, änderte sich der Gesichtsausdruck des Kunden.

«*Entschuldigung, haben Sie kein durchsichtiges Papier?»*»

Irgendwann werde ich einen von diesen Kunden hauen. Echt jetzt. Natürlich stellte ich die ganzen Fragen nur zu meiner persönlichen Belustigung und selbstverständlich dienten sie nicht zur Informationsbeschaffung, aber was bitte sollte durchsichtiges Papier sein? Schon einmal einen transparenten Baum gesehen?

Ich brauchte definitiv einen anderen Job.

15. Januar

«Manchmal gucke ich mir mein Leben an und frage mich, wie ich hier gelandet bin...» Nachdenklich zerrupfte ich mein Brot und liess die Stückchen in die restliche Salatsauce fallen. Mit *hier* meinte ich nicht den Blumenladen, sondern meine Lebensumstände im Allgemeinen. «Es ist, als ob ich mein Leben lang ständig auf irgendetwas warten würde», ich sah zu Ulla, die sich in meiner Mittagspause zu mir an den grossen Esstisch gesellt hatte. «Dass die Schule fertig ist, dass ich eine Ausbildung machen kann, dass die Abschlussprüfungen kommen. Dass sie vorbei sind. Ständig wartet man auf irgendetwas.»

Ulla sah mich streng an. «Dann hör auf zu warten und fange an, Dinge zu tun. Du hasst diesen Job.»

Eileen, die an der Theke Ginster und Tulpen zu Sträussen band, sah mich mit einer hochgezogenen Augenbraue an.

«Ist doch wahr!», verteidigte sich Ulla. Vielen Dank, werte Freundin. Ich war vielleicht keine Vollblutfloristin, aber die Sicherheit eines Jobs wollte ich deswegen nicht aufgeben.

«Ich würde nicht direkt von Hass sprechen», relativierte ich. «Eher von Langeweile.» Klasse, Frieda. Das machte es besser.

Eileen stiess ein amüsiertes Schnauben aus: «Als ob das irgendwen hier drin überraschen würde, Frieda, dass du den Beruf nicht magst. Selbst Daphne weiss das, ich sag's dir.»

«Du glaubst vielleicht nicht, dass du das Café eröffnen kannst», nahm Ulla den Faden wieder auf. Sie verstand genau, woher meine Überlegungen kamen. «Was du glaubst ist mir eigentlich egal. Ich weiss, dass du das kannst. Darum», sie beugte sich über den dunklen Tisch und schnippte mir gegen die Stirn. Autsch!

«Hör auf mit deiner Selbstmitleidsparty und reiss dich zu-

sammen.» Ullas Mitgefühl berührte mich immer wieder aufs Neue. Aber sie hatte recht. Sie betrachtete das ganze Projekt sehr viel pragmatischer als ich. Ich hatte es satt, mich zu fühlen, als ob ich in einem Wartezimmer säße und keiner mich aufrief. Ich hatte es auch satt, in Konjunktiven zu reden. Wenn ich könnte, wenn ich würde, hätte, hätte, Fahrradkette. Vielleicht gäbe es eine spektakuläre Bruchlandung, wenn ich das Café tatsächlich in Angriff nähme. Vielleicht würde ich mit Träumen und Fanfaren untergehen. Aber selbst wenn? Ich würde dabei sicherlich nicht sterben und alles andere liesse sich überleben. Allerdings müsste ich dann doch die Sicherheit eines Jobs aufgeben...

«Ich mache das Café auf», verkündete ich. Wenn ich ehrlich war, war doch alles, was mich hier noch hielt, die Erdanziehungskraft und nicht die Liebe zu meinem Beruf. «Hast du Lust mitzumachen? Wir bieten nachmittags einfach Nachhilfeunterricht im Café an, dann kannst du immer noch Lehrerin sein», schlug ich Ulla vor.

Impulsiv und naiv. Aber vielleicht klappte es ja.

19. Januar

«Guten Tag! Dürfte ich diese Tulpen haben?»

«Solange Sie zahlen, können Sie alles haben.»

Der Kunde öffnete den Mund, während mir die Zweideutigkeit meiner Aussage bewusst wurde. Hastig schränkte ich ein: «Zumindest fast alles. Mich kriegen Sie nicht.»

Der alte Rentner brach in schallendes Gelächter aus. Amüsiert schob er Trinkgeld über die Theke und lachte: «Das haben Sie gut gerettet. Hier, nehmen Sie!» Immer noch lachend verliess er das Geschäft mit seinen Tulpen auf dem Arm.

27. Januar

Am Telefon hatte sich eine Kundin Rosen zur Seite legen lassen. Es müssten unbedingt frische, geschlossene Rosen sein, direkt aus dem Kühler. Das sei wichtig. Sie hatte es mehrfach betont.

Als sie sie abholen wollte, waren die Rosen nicht gut. Sie waren zu weit offen. Die Rosen waren geschlossener als die Himmelpforte für einen Satanisten, aber selbstverständlich: Viel zu weit offen.

Dabei hatte sie doch extra gesagt, wir sollen die Rosen aus dem Kühlraum nehmen. Warum wir ihr alte Rosen verkaufen wollten, fragte sie anklagend.

Die Rosen waren noch kalt, so direkt aus dem Kühler waren sie. Ich hatte extra eine frische Lieferung geöffnet, damit sie zufrieden war. Aber natürlich hatte die Kundin recht. Die Kunden haben immer recht. Die Blumen im Kühlhaus waren die einzigen frischen Blumen im gesamten Geschäft. Das verstand sich von selbst. Wo kämen wir auch hin, wenn die Blumenläden anfangen würden, frische Blumen zu verkaufen? Das wäre eine Zumutung!

Ich fragte die Kundin, ob sie die Rosen demnach nicht wolle. Sie hätte noch nicht bezahlt, sie müsse sie nicht nehmen.

Zum dritten Mal in diesen mittlerweile fünfzehn Minuten erklärte sie mir, wofür sie diese Rosen brauchte. Dann bezeichnete sie mich als Lügnerin, auch zum dritten Mal. Abschliessend wiederholte sie noch einmal, dass die Rosen alt seien.

Ich fragte sie ein weiteres Mal, ob sie die Rosen wolle oder nicht. Sie erzählte mir zum vierten Mal, was der Zweck dieser Rosen war. Ob sie sie haben wollte, wusste ich immer noch nicht.

Schlussendlich nahm sie die Blumen nicht.

Stattdessen rief sie Daphne an, um sich über mich zu beschweren.

Oh nein.

Wie blöd.

06. Februar

Eine piekfeine Dame betrat den Laden. Sie war perfekt geschminkt, dezent parfümiert und trug einen eindeutig teuren Mantel, der vermutlich eher schön als wärmend war. Elegant zupfte sie sich Finger um Finger die Handschuhe von den Händen und schob ihre Designerhandtasche auf dem Unterarm zurecht. Nach einem kurzen Blick auf unsere Rosen erklärte sie herablassend: «Die möchte ich nicht. Die sind alt.»

Ich wette, das hatte ihr Mann heute Morgen auch gesagt.

13. Februar

Mit einem freundlichen Lächeln an die Kundin und ohne sie aus den Augen zu lassen, stellte Daphne sich neben mich. Aus dem Mundwinkel heraus fragte sie mich, ob ich die Kundin schon angesprochen hätte. Das hatte ich natürlich nicht, es war schliesslich gefühlt fünf Uhr morgens. Ich behauptete einfach, die Kundin wolle sich gern noch etwas umsehen. Daphne, die genau wusste, dass ich kein Verlangen hatte, früh morgens schon mit Menschen zu kommunizieren, befahl mir, die Kundin anzusprechen. Nach einer hitzigen Debatte, die lediglich aus Kopfruckeln und intensiven Blicken bestand, damit die Kundin nichts mitbekam, musste ich mich geschlagen geben. Genervt verdrehte ich die Augen zur Decke, klebte mir ein Lächeln ins Gesicht, das ich absolut nicht fühlte und trollte mich zur Kundin. Daphne, die mich streng beobachtete, bedeutete mir wortlos, die Frau endlich anzusprechen. Die arme Frau bekam gar nicht mit, dass sie mitten in einem mit Blicken ausgetragenen Stummfilmstreit steckte. Notgedrungen und in der knappsten Form, die gerade noch so als höflich durchging, sprach ich die Kundin an, die tatsächlich meine Hilfe nicht brauchte. Asminog, das ganze Drama für nichts. Das sagte auch der Blick, den ich Daphne hinter dem Rücken der Kundin zuwarf. Genervt verkroch ich mich wieder in meine Arbeitsecke und schnitt schweigend die Blumen an, die in die Vasen kamen. Ich war mir bewusst, dass ich ein Morgenmuffel war, aber warum stehen diese Leute auch immer morgens um Punkt acht bei Ladenöffnung auf der Matte? Haben die nichts Besseres zu tun so mitten in der Nacht?!

Ab heute seien die roten Rosen etwas teurer als sonst, informierte uns Daphne, nachdem die Kundin das Geschäft verlassen hatte. Die hatte nicht einmal etwas gekauft, sie war

mir einfach grundlos auf den Geist gegangen. Alle anderen Preise blieben unverändert.

Die Kunden heulten schon die ganze Woche, dass es unverschämt sei, wie die Preise angestiegen seien, obwohl noch gar nicht Valentinstag war. Dass diese imaginäre Preiserhöhung nur in ihrem Kopf stattfand, glaubten sie uns jedes Jahr aufs Neue nicht. Erst am dreizehnten stiegen die Preise.

Wirklich unerhört war sowieso nicht die Preiserhöhung, sondern die Tatsache, dass hier die ganze Zeit Leute reinlatschten und ich all die Pappnasen ansprechen musste! Do-bar dan, konnte man hier nicht einmal alleine in seiner Ecke stehen und seine Ruhe haben? Einen Tag vor Valentinstag standen wir auch ohne die Kundschaft knietief in Arbeit. Kauft eure Blumen doch einfach zu einer vernünftigen Uhrzeit irgendwann am Nachmittag und lasst ... Eine Tüte mit einem Schokoladencroissant traf mich am Hinterkopf.

«Du bist schon wieder unausstehlich, Skittles», grinste Daphne, die die Tüte geschmissen hatte, quer durch den Verkaufsraum. «Iss, vielleicht hilft's.»

14. Februar

Der Tod und das Leben, die Absurdität und das Normalsein, die Natur und die Technik und der Mensch. Sie alle sind ständiger Quell der Inspiration. Man muss nicht der nächste Van Gogh oder der Nachfolger von Starkoch Paul Bocuse sein, um aus einem Funken Inspiration etwas Tolles zu erschaffen. Man muss nicht einmal zwingend künstlerisch veranlagt sein, um mit inspirierenden Dingen etwas anzufangen. Eigentlich muss man dafür nur ein bisschen Fantasie haben. Tanzen, Malen, Kochen, aber auch Probleme lösen oder Strategien erfinden: All das und noch viel mehr sind die unzähligen Gesichter der Kreativität.

Am Valentinstag rote Rosen zu kaufen, ist keins davon. Aber natürlich ist es einfacher, als sich selbst etwas ausdenken zu müssen. Schliesslich hängen schon Wochen vorher überall Plakate und rote Herzen in den Schaufenstern. Selbst Apotheken werben mittlerweile mit dem Valentinstag. Weil Medikamente so unheimlich romantisch sind. Einen Strauss roter Rosen, eine Schachtel Pralinen und einen Plüschteddy bei Kerzenlicht der Liebsten in die Hand gedrückt und man hat seine Pflicht des Tages erfüllt. So romantisch wie eine Packung Aspirin.

Nicht dass ich mich beklagen wollte. Schliesslich sorgen solche unkreativen Kunden für meine Arbeitsstelle. Ausserdem hätte ich auch gar keine Zeit dazu. Den ganzen Nachmittag über war ich damit beschäftigt, Sträusse und Rosen aufzufüllen. Da mir die Ware buchstäblich aus der Hand gerissen wurde, war das eine regelrechte Sisypusarbeit. So ruhig der Morgen war, so hektisch war der Abend. Systematisch, wie am Fliessband, wurden die Kunden abgefertigt, da für persönlichere Beratung einfach keine Zeit war. Die Gespräche liefen wie verbale Klone alle nach demselben Muster ab.

«Guten Abend, Papier oder Cellophan? Gerne eine Tüte? Das macht folgenden Betrag. Vielen Dank. Quittung? Bitteschön. Auf Wiedersehen. Guten Abend...» Nach etwa drei Stunden war der Punkt erreicht, an dem man die Kunden nicht mehr auseinanderhalten konnte. Irgendwann war der Ablauf so automatisiert, dass man die Antworten nicht mehr wahrnahm. Dann stand man da und wusste nicht einmal mehr, ob der Kunde deutsch oder englisch sprach, geschweige denn, ob er jetzt Papier oder Plastikfolie um seinen Rosenstrauss wollte. Das war in etwa auch der Zeitpunkt, ab dem die Gespräche aus dem Ruder liefen. «Guten Tag, möchten Sie eine Quittung? Also, ich meine, ähm... Einpacken! Papier? Sie hätten lieber Cellophan? Selbstverständlich. Entschuldigung, wollten Sie Cellophan? Stimmt. Tut mir leid. Möchten Sie eine Quitt... Ach nein, das macht erst so und so viel. Eine Tüte? Selbstverständlich! Ah, die Quittung! Bitteschön. Sorry. Wiedersehen.» Peinlich.

Glücklicherweise trat mit der verbalen Verwirrung in der Regel auch die Gefühlsverwirrung ein und alles wurde irrsinnig lustig. Die einfachsten Bemerkungen wurden, unbeachtet ausgesprochen und falsch verstanden, zum Witz des Jahrhunderts.

Mit dem Humor war es schlagartig vorbei, als der letzte Kunde des Tages an der Kasse stand. Er bekam seine Rose eingepackt, doch anstatt zu zahlen, schmetterte er uns einen Vortrag um die Ohren.

Der Valentinstag sei doch purer Kommerz. Die Rosen seien völlig überteuert. Was wir uns dabei dächten! Es gebe keinen Grund, die Blumen dermassen teuer zu verschachern. Und sowieso, der Valentinstag sei doch eine Erfindung der Blumenindustrie, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen, der letzte Dreck sei das. Reiner Kommerz. Purer, reiner Kommerz!

Mit versteinertem Gesicht lauschten wir seinem exquisiten

Vortrag, den wir in den letzten Jahren noch kein einziges Mal zu hören bekommen hatten. Auch nicht von den letzten hundertfünfzehn Leuten, die vor ihm rote Rosen gekauft hatten. Überhaupt nicht. Nie gehört.

Unglücklicherweise litt Eileen immer noch etwas unter der verbalen Verwirrung und nannte deshalb den falschen Preis. Obwohl sie ihn sofort nach unten korrigierte, ging der Kunde an die Decke und fragte sie, ob sie ihn eigentlich über den Tisch ziehen wolle, nur weil Valentinstag war. Die roten Rosen seien ohnehin schon völlig überteuert, und dann noch mehr dafür zu verlangen, in der Hoffnung, dass der Kunde es nicht merken würde, sei völlig daneben!

Seine Rechnung hatte der Kommerzkrieger allerdings ohne Daphne gemacht. Obwohl mit der Abnahme des Kundenstroms auch das Adrenalin schwand, bis wir wie ausgewrungene Lappen hinter der Theke hingen, lief sie noch einmal zur Hochform auf. Halbherzig richtete ich die letzten Rosen in der Vase und rückte die verbliebenen drei Sträuße auf dem Regal zurecht, während ich amüsiert zuhörte, wie sie den Kunden zur Schnecke machte.

Er müsse die Rose nicht kaufen, wenn er nicht wolle, sagte sie. Wir lebten in einem freien Land und es bestehe kein Kaufzwang in diesem Geschäft. Ausserdem sei es logisch betrachtet nicht möglich, jemanden über den Tisch zu ziehen, wenn man den Fehler selbst eingesteht. Das ruiniere doch den ganzen Effekt. Die Kollegin habe sich sofort korrigiert und mittlerweile schon drei Mal entschuldigt. Der Kunde solle doch bitte etwas Verständnis haben für die Floristen, die immerhin seit zwölf Stunden hinter der Kasse stehen, damit Menschen wie er auch um diese Uhrzeit noch Blumen kaufen können. Zudem sei jeder Käufer roter Rosen der Grund für den Kommerz und daher nicht in der Position, sich zu beklagen.

Der Kunde stierte perplex aus der Wäsche. Mit einem sol-

chen Kontervortrag hatte er nicht gerechnet. Kleinlaut blubberte er noch etwas von unfair und er habe es nicht so gemeint, bevor er zügig zahlte, seine Rose schnappte und ging.

Erschöpft standen wir da und fühlten uns, als hätten wir gerade eine Schlacht überlebt. Von dem hohen Lärmpegel hatten wir alle Kopfschmerzen und wollten nur noch nach Hause. Wir starrten auf das verlassene Schlachtfeld des Valentinstagskrieges. Der Boden war übersät mit zerfetzten Laub- und Blütenblättern, in den Regalen gähnte die Leere. Irgendwann hatte jemand eine Vase fallen lassen, deren Überreste nun in einer Pfütze vor sich hin dümpelten. Wir kratzten unsere letzten Kraftreserven hervor, um mit dem Aufräumen zu beginnen.

Ich begann zu verstehen, weshalb die Apotheken mit dem Valentinstag warben. Die Werbung richtete sich nicht an die un kreativen Pseudoromantiker, sondern an uns, die Verkäufer, die Verwundeten in dieser Schlacht. Denn der Valentinstag ist nicht nur Plüschtiere, Rosen und Kerzenschein. Er ist ein anstrengender, emotional aufreibender und tatsächlich sehr kommerzieller Wahnsinn, an dessen Ende man die Romantik einer Packung Aspirin und die Ruhe der eigenen vier Wände zu lieben lernt.

15. Februar

Als ich draussen vor dem Schaufenster die letzten Christrosen des Winters goss, schlich sich der alte Fischhauber an. Ich versuche ihm normalerweise aus dem Weg zu gehen, war dieses Mal aber zu langsam.

Ich grüsste ihn notgedrungen.

Ob ich nicht die Kleine mit dem Café sei, fragte er mich und musterte mich dabei von oben bis unten. Notgeiler Bock. Genüsslich steckte er sich eine Zigarette an. Erzählte Daphne in ihren Raucherpausen eigentlich jedem alles?

Widerstrebend bestätigte ich, dass ich mich entschlossen hatte, ein Café in der Innenstadt zu eröffnen und dass Ulla sich begeistert bereit erklärt hatte, mir zu helfen. Sein ohnehin immer freudloses Gesicht verdüsterte sich noch mehr. Hat dieser Typ in seinem Leben schon einmal gelacht? Nun begann er über das System herzuziehen. Die Worte kannte ich bereits, wie eine kaputte Schallplatte wiederholte er sie andauernd. Die ganzen Reichen und Firmenbosse würden die ganze Gesellschaft lenken und kontrollieren. Der Kapitalismus sei schuld, dass die Leute ein engstirniges Konsumverhalten entwickelt haben und nur noch schnell und günstig und viel haben wollen. Keiner kümmerge sich mehr um Qualität, alle nur noch um Quantität. Keiner kümmerge sich mehr um den Nächsten. Würde man auf der Strasse zusammenbrechen, kriege man höchstens noch einen Tritt verpasst, damit der Weg wieder frei würde. Alle kümmerten sich nur um Geld. «Und wer sind am Ende die Arschlöcher? Hm?! WIR, ODER?!» brüllte er abschliessend und sah mich nachdrücklich an. Zumindest glaube ich, dass das nachdrücklich sein sollte, denn eigentlich sah er aus, als ob ich persönlich schuld sei an dem Ganzen. Verängstigt zuckte ich zurück und sah hilfesuchend durch das Schaufenster. Lei-

der war heute der Tag nach Valentinstag, was entgegen der landläufigen Meinung bedeutete, dass heute mindestens so anstrengend war wie gestern. Da gestern der Laden völlig leergeräumt worden war, waren Katja, Eileen und Daphne emsig damit beschäftigt, die Regale wieder mit Sträussen und Gestecken zu füllen. Mich hatten sie nur nach draussen geschickt, weil ich das durchschnittliche Tempo einer Schildkröte hatte, wenn es um die Produktion ging. Und während Daphne da drinnen vermutlich von ihrem aussergewöhnlichen bevorstehenden Urlaub bei ihrem Bruder in Kalifornien schwärmte, stand ich hier draussen im Elend, musste mir die systemkritische Kapitalistenhasstirade anhören und keiner merkte, wie verzweifelt ich war. Daphne hatte ihren Bruder seit Jahren nicht mehr gesehen. Nach dem Drama vor Weihnachten hatte sie beschlossen, die Ladenführung für drei Wochen an Eileen abzugeben und sich einen längst überfälligen Urlaub zu gönnen. Und jetzt lachten die da drin, als wäre die Welt rosig und schön. Elende Glückspilze. Mit einem hoffentlich unverbindlichen Lächeln wandte ich mich wieder dem Apotheker zu. Ich wollte nicht mit ihm diskutieren, denn obwohl er Unrecht hatte, würde ich die Diskussion verlieren. Er war ein solcher Sturkopf, dass er keine andere Meinung als seine eigene gelten liess. Offensichtlich wertete er mein Schweigen als Zustimmung. Während ich mit den Krokussen weitermachte, fuhr er fort zu referieren. Dabei nickte er ständig, als würde er sich selbst zustimmen. Ich versuchte ihn auszublenden, aber er verlangte ständig Bestätigungen von mir und machte mein Vorhaben damit zunichte.

Aber gut, beendete der Alte seinen Vortrag, jeder müsse seine Fehler selber machen, oder? Ich solle es versuchen, meinte er. Ich würde ja dann sehen, wovon er sprach, oder?

Damit schnippte er seinen Zigarettenstummel auf die Strasse und verschwand grusslos in seiner Apotheke. Was für ein

Kotzbrocken. Danke für den Pep-Talk, alter Mann.

Aber was, wenn er recht hatte? Ich verstand nichts von Selbstständigkeit. War es wirklich so schlimm? Wenn ich scheiterte, würde er mich vermutlich gnadenlos auslachen und befriedigt erklären, er habe es mir ja gesagt. Was, wenn das alles wirklich ein Fehler war?

Und Ulla hatte ich auch noch mit hineingezogen ...

18. Februar

Während ich wartete, bis das Koffein der Cola die Nebelschwaden aus meinem Hirn vertrieb, starrte ich, ohne etwas wahrzunehmen, aus dem Fenster. Bloss weil ich schon im Laden stand, hiess das nicht, dass ich schon wach war. Als ausgeprägter Morgenmuffel waren koffeinhaltige Getränke für mich das, was Miraculix' Zaubertrank für die Gallier war: Der Energiekick, den es braucht, um sich der Welt vor der Tür zu stellen. Die Türglocke bimmelte und zog meine Aufmerksamkeit auf die eintretende Kundin. Mich innerlich wappnend nahm ich noch einen letzten Schluck und trat an der Theke vorbei in den Laden. Als ich die Kundin erkannte, wünschte ich, ich hätte tatsächlich einen Zaubertrank, denn ich wusste, den würde ich jetzt brauchen.

Sie war adrett in Pastelltönen gekleidet. Sie trug zu viel Make-up und eine Handtasche über der Schulter. Ihr Gesicht war wie ein Gemälde von Claude Monet: Je näher man kam, desto weniger erkannte man. Etwas weniger Botox hätte es auch getan. Ihr Alter war deshalb schwierig abzuschätzen. Es lag wohl irgendwo zwischen Mitte vierzig und hundertfünfzehn.

Ohne Begrüssung begann sie mir zu erzählen, dass sie vor drei Wochen rosa Tulpen bei uns gekauft hatte. Sie beschrieb den Farbton bis ins kleinste Detail, obwohl wir nur eine Sorte rosafarbene Tulpen führten. Wider besseren Wissens versuchte ich den Prozess abzukürzen, indem ich ihr die entsprechenden Tulpen zeigte. Doch anscheinend war das der falsche Farbton. Nun begann die Beschreibung desselben von vorn. Ich setzte ein leeres Lächeln auf und schaltete auf Durchzug. Ich wusste aus Erfahrung, dass sie sich noch mindestens dreimal wiederholen würde, bis sie die Tulpen schliesslich kaufen würde.

24. Februar

«Wissen Sie, ich komme gerade aus dem Krankenhaus. Chemotherapie. Ich brauche jetzt etwas Farbe zuhause. Krebs ist eine hässliche Krankheit. Aber, Fräulein, glauben Sie mir: Gott ist stärker. Vertrauen Sie auf Gott. Beten Sie und vertrauen Sie auf Gott!»

Ich musterte das kleine Grossmütterchen, das vor mir stand. Sie strahlte, und das lag nicht an der Strahlentherapie, die hinter ihr lag. Hätte sie nichts gesagt, wäre ich nie auf die Idee gekommen, dass sie todkrank sein könnte. Sie wirkte, als würde sie einen Abstecher in die Stadt machen, um frisches Gemüse auf dem Markt zu kaufen, damit sie anschliessend für ihren ganzen Stammbaum etwas Leckeres zu essen kochen konnte. Sie wirkte, als würden ihre Enkel mit aufgeschürften Knien und gebrochenen Teenagerherzen zu ihr rennen, um Trostpflaster und eine Schulter zum Ausweinen zu bekommen. Sie wirkte nicht, als steckte sie selbst mitten in einer Tragödie.

Ich wünschte unwillkürlich, auch so mutig und zuversichtlich sein zu können. Man konnte von ihrer religiösen Einstellung halten, was man wollte, aber ich war aufrichtig beeindruckt von dieser Dame und ihrer Zufriedenheit.

02. März

Auf dem Arbeitstisch standen Narzissen bereit, um zu Strässen gebunden zu werden. Eine Kundin sah sich im Laden um. Sie zeigte auf die Narzissen und fragte: «Guten Tag, wie viel kosten die?»

Ich erklärte ihr bedauernd, dass diese Narzissen leider reserviert seien, aber vor dem Laden stünden welche zum Verkaufen.

«Also verkaufen Sie keine Narzissen?», fragte sie enttäuscht. Ich erwiderte freundlich erneut, dass wir vor der Tür sehr wohl Narzissen hätten, welche bundweise verkauft würden.

«Also verkaufen Sie keine Narzissen», stellte die Kundin fest. Ich hatte es bereits zweimal erklärt und wiederholte es ein drittes Mal: Wir verkauften Narzissen. Sie stünden draussen, vor der Tür.

«Sie verkaufen also keine Narzissen.» Mittlerweile war die Kundin leicht angesäuert, als würde ich sie zum Besten halten.

«Doch!», widersprach ich ihr noch einmal, mittlerweile selbst etwas ärgerlich. «Die Narzissen stehen draussen. Vor der Tür!» Ich wusste nicht, wie ich es noch ausdrücken sollte, damit sie mich verstand. Wir hatten im ganzen Laden eine einzige Tür. Davor standen Narzissen. Man sah sie sogar durch die Scheibe. Wie schwer konnte das sein?

Sauer stapfte die Kundin aus dem Geschäft. Direkt an den Narzissen vorbei. Dabei schnaubte sie kopfschüttelnd: «Die verkaufen nicht einmal Narzissen ...»

Aber ich hatte doch ... Sie waren doch ... Das ...

Ich verstand das nicht.

Ich verstand das einfach nicht.

13. März

Der Kunde stellte seine Pflanze auf die Theke. Während er mir beim Einpacken zusah, bat er mich um Pflegehinweise. Ich hatte keine Ahnung, was für eine Pflanze das war. Aus der Tatsache, dass er sie im Laden und nicht auf den Tischen davor gefunden hatte, schloss ich, dass es eine Zimmerpflanze war. Die Pflanze selbst gab zum Glück auch einige Indizien ab. Je dunkler das Grün der Blätter, desto weniger Licht brauchte sie. Je dicker die Blätter, desto weniger Wasser war nötig.

Diese Pflanze hatte normalgrüne Blätter, was nicht wirklich hilfreich war. Ich erfand eine Pflegeanleitung und hoffte inständig, dass er den Namen der Pflanze nicht wissen wollte. Wollte er natürlich doch. Die Pflanze hatte nicht eine Blüte. Es war einfach ein Büschel grünes Kraut, aus dem ich absolut nichts schliessen konnte. Unter dem Vorwand, dass mir der Name auf der Zunge läge, ich aber gerade nicht darauf käme, fragte ich Daphne. Sie war sonnengebräunt und erholt aus Kalifornien zurückgekehrt und unterhielt uns schon den ganzen Tag mit Ferienschilderungen.

Es war eine Minze.

Das hätte ich selbst wissen müssen. Peinlich. Ausserdem bedeutete das, dass meine ganze Pflegeanleitung falsch war. Aber würde die Minze eingehen, würde der Kunde mit ziemlicher Sicherheit sich selbst die Schuld an ihrem Tod geben und nicht zurückkehren, um meine Inkompetenz anzuprangern.

Schweigend sahen wir zu viert dem Kunden zu, wie er den Laden verliess, um weiter über Kalifornien reden zu können, sobald die Tür hinter ihm zu war.

21. März

Laut Studien entscheidet sich der erste Eindruck in den ersten sieben Sekunden. In diesen sieben Sekunden wird entschieden, ob man sein Gegenüber mag oder nicht. Die restliche Zeit der Konversation verbringt man, ob bewusst oder unbewusst, damit, diese Entscheidung zu untermauern und zu rechtfertigen.

Bei diesem Gegenüber brauchte ich keine sieben Sekunden, um meine Meinung zu bilden. Ich brauchte etwa zwei.

Wäre ich ein Karikaturist, hätte ich die Kundin als Vogel porträtiert. Nicht einen süßen, wie Tweetie von den Looney Tunes, sondern einen von denen, die schon morgens um sechs anfangen zu krächzen und zu nerven und die überall ihre Federn verteilen. Es wäre eine magere Krähe geworden, mit einer gefälschten Louis-Vuitton-Handtasche unter dem Flügel und zu viel Mascara auf den Augen.

Ohne Vertrauen in meine Verpackungskünste diktierte mir die Krähe, wie ich ihren Einkauf einzupacken hätte. Ich konnte es noch nie leiden, wenn ich behandelt wurde, als wäre ich inkompetent. Weder war dies die erste noch die letzte Orchidee, die ich einpackte, und so wusste ich bedeutend besser als die Kundin, was ich zu tun hatte. Als ob ich völlig unfähig wäre, fingerte sie mir immer wieder dazwischen. Kurz überlegte ich, ob ich versehentlich ihren Finger tackern sollte, entschied mich aber doch dagegen. Betont unbeirrt packte ich fertig ein und klebte noch ein farblich passendes Geschenkband an die ganze Sache. Offenkundig passte ihr nicht, dass der Name des Geschäfts auf dem Aufkleber stand. Als wäre ich kognitiv beschränkt, erklärte sie mir arrogant, dass es doch wohl offensichtlich sei, dass dieser Kleber überhaupt nicht passt und im Übrigen völlig daneben sei. Mit unschuldig aufgerissenen Augen glupschte

sie mich dabei an.

Ich gab alles, um, wenn schon nicht freundlich, so doch zumindest gefühlsneutral zu wirken. Stumm ersetzte ich den Geschäftsaufkleber durch klassisches Klebeband und stellte die Orchidee in eine Papiertüte. Obwohl die Tüte gross mit dem Firmenlogo bedruckt war, schien das dieses Mal nicht zu stören. Im Gegenteil, nun wollte sie unbedingt diesen vermaledeiten Aufkleber auf der Tasche haben. Als ob er dort schöner aussehen würde. Schweigend reichte ich ihr einen neuen Aufkleber und wünschte ihr einen schönen Tag. Sollte sie sich den Kleber doch sonst wohin kleben.

Ich trat zurück, um meiner Arbeit nachzugehen und, vor allem, um mein inneres Gleichgewicht wieder zu finden. Da beugte sich die Schnepfe quer über den Tresen, blickte mich mitleidig an und fragte allen Ernstes, ob ich ein Problem hätte.

Ich fühlte regelrecht, wie in meinem Hirn bei dieser Arroganz die Synapsen kollabierten.

Ich hätte kein Problem, meinte ich zuckersüß und lächelte sie an. Aber wenn sie nicht wisse, wie man einen Kleber aufklebt, dann wäre ich ihr selbstverständlich gerne behilflich. Nun war es an mir, betont unschuldig mit den Wimpern zu klimpern.

Zugegeben, das war hochgradig unprofessionell, aber immerhin war die Kundin in Nullkommanix aus dem Laden.

Eine Stunde später brodelte ich immer noch vor mich hin. Eine junge Frau mit einem richtig tollen Afro betrat den Laden mit ihrer indischen Freundin. Beide grüssten freundlich und sahen sich um. Auch sie stellten mir irgendwann eine Orchidee vor die Nase. Meine Frage, ob die Pflanze als Geschenk eingepackt werden solle, beantwortete die Afroträgerin aufrichtig begeistert mit einem klaren Ja. Sie klatschte vor Begeisterung sogar in die Hände. Mit aufgeklebtem Lächeln machte ich mich schweigend ans Einpacken. Enth-

siastisch verlieh die Kundin ihrer Begeisterung über meine Arbeit immer wieder Ausdruck. Als würde ich an der Orchideenolympiade im Einpacken teilnehmen, feuerte sie mich an. Ich merkte, wie mein Lächeln immer aufrichtiger wurde, je länger die Kundin im Laden stand. Als ich sie fragte, ob sie ein Geschenkband an ihrer Pflanze wolle, drehte sie völlig durch. Als ob ich ihr das beste Geschenk ihres Lebens gemacht hätte, strahlte sie noch mehr als ohnehin schon. Meine Wut hatte sich längst aufgelöst. Lachend klebte ich das Band fest. Selbst den Firmenaufkleber fand sie aufrichtig reizend.

In den ersten sieben Sekunden wird entschieden, ob man sein Gegenüber mag oder nicht. Bei diesem Gegenüber brauchte ich keine sieben Sekunden, um meine Meinung zu bilden.

Ich brauchte etwa zwei.

29. März

Ich wusste wirklich nicht, wie Daphne es schaffte, jeden Morgen um halb fünf aufzustehen, um zur Blumenbörse zu fahren. Ich war um sieben Uhr aufgestanden und fühlte mich wie zweimal vom Zug überfahren. Aber wenigstens war ich heute Morgen pünktlich gewesen. Gerade noch so. Ich schnappte mir die nächste Palette mit Zwiebelpflanzen aus dem Lieferwagen und stellte sie vor die Aussenauslagen. Als ich mich wieder dem Wagen zuwenden wollte, fiel mein Blick auf ein Buch zwischen den Veilchen. Das war bereits das dritte Buch seit dem Sommer. Wer steckte hier ständig seine Bücher zwischen unsere Pflanzen? Ich wusste, ich sollte aufhören, mich zu fragen, weshalb Menschen taten, was sie taten, doch ich konnte nicht. War das eine Mutprobe oder so? Ich sah nach, um welches Buch es sich handelte. Die Sturmhöhe von Emily Brontë. Ein grossartiger Roman! Obwohl Heathcliff sich alle Mühe gab, so unausstehlich zu sein wie irgend möglich, mochte ich ihn sehr. Ich schlug das Buch beim Zettel auf, der wohl als Lesezeichen benutzt wurde. Einige Zeilen waren mit Bleistift unterstrichen: *«Ich habe in meinem Leben Träume gehabt, die sich mir für immer eingepägt und mein Innerstes verwandelt haben; sie sind ganz und gar in mich eingegangen, wie Wein in Wasser, und haben mich in meinem ganzen Denken verändert.»*

Mein Blick schweifte über den Zettel, den ich herausgenommen hatte. Ich stockte verwundert. Das war ein aktuelles Inserat eines leeren Cafés in der Innenstadt. War das ein abartiger Zufall oder hatte jemand das Buch (oder gar die Bücher?) absichtlich hier platziert? Stovia stochla. Verwirrt sah ich mich um, ob irgendjemand darauf wartete, dass ich das Buch fand. Die anderen räumten gleichmütig den Lieferwagen weiter aus, Daphne rauchte an den Wagen gelehnt

und sprach mit Aristeia Herzog.

Beeindruckend, dass sie sich so nah an eine qualmende Zigarette wagte, bemerkte ich nachdenklich. Das tat sie doch sonst nie, wegen den Gesundheitsschäden, die durch Passivrauchen entstehen können. Das Buch steckte zwischen den Pflanzen neben ihrem Laden. Man brauchte wohl kein Sherlock zu sein, um daraus zu schliessen, dass das Buch von ihr stammte. Ich ging hinüber zu den beiden, um mich bei Aristeia zu bedanken. Doch sie sah mich nur verwirrt an. Nichts gegen unsere Pflanzen, aber sie würde es nicht wagen, denen zu nahe zu kommen. Die waren doch voller Keime und Tiere. Bei der Vorstellung schüttelte sie sich, als ob sämtliche dieser angeblichen Tiere nun auf ihr herumkrabbeln würden. Schnell zog sie ihr Desinfektionsmittel hervor, um die imaginären Keime auf ihren Händen zu vernichten.

Aber wenn sie es nicht gewesen war, wer dann? Ich wandte mich an Daphne, doch die hatte die Hände erhoben und meinte, sie wüsche sich die Hände in Unschuld. Nun war ich wirklich verwirrt. Katja konnte es nicht gewesen sein. Sie las keine Bücher, schon gar nicht auf Deutsch. Ausserdem war sie nicht der Typ für solche Spielchen, sie wäre direkt zu mir gekommen. Weshalb Eileen solche Spielchen spielen sollte, war mir nicht ganz klar, aber andererseits verstand ich sie sowieso selten. Also stiefelte ich zu ihr hin, um sie zur Rede zu stellen, doch auch sie stritt ihre Beteiligung ab. Weshalb sollte sie auch so etwas tun, fragte sie mich, wo sie mir auch einfach direkt das Inserat geben könnte und damit das Geld für das Buch gespart hätte. Da war etwas dran.

Nachdenklich legte ich das Buch im Mitarbeiterbereich auf die Ablage und arbeitete weiter.

Von wem waren diese Bücher?

04. April

Heute kamen zwei junge Mädchen in den Laden. Beide trugen schwarze, mit Nieten übersäte Gruftiklamotten, hatten Piercings in der Nase und sonst überall im Gesicht und sahen im Allgemeinen aus wie eine Mischung aus Untoten und Mitgliedern der Addams Family. Die eine hatte schwarz-lila-farbene Haare, die ihr in wilden Spitzen vom Kopf abstanden, die andere hatte die Hälfte des Kopfes geschoren. Ich fühlte mich neben den beiden wie ein Zirkusclown mit meinen regenbogenfarbenen Locken und den orangenen Hosen. Beide Mädchen waren allerdings sehr sympathisch und witzig. Die lilafarbenen Haare kauften eine weisse Rose und schenkten sie der Halbglatze. Während ich die Rose einpackte, kam eine alte, etwas betagte Dame auf ihren Gehstock gestützt in den Laden gehumpelt. Etwas ausser Atem von der Anstrengung des Geradeauslaufens fragte sie, was denn die kleine Laterne vor dem Laden kosten würde.

Da ich den Preis nicht auswendig wusste, packte ich die Rose im Gehen weiter ein und sah nach, welcher Preis auf der Lampe stand. Die zwei Mädels folgten uns. Ich nannte der tatterigen Dame den Preis auf dem Etikett. Die Dame schaute daraufhin etwas zerknirscht und meinte bedauernd, dass ihr das leider zu teuer sei.

Kurzentschlossen fragte die Halbglatze die alte Frau, ob sie die Laterne denn gerne hätte und bot ihr an, sie zu bezahlen. Peinlich berührt wehrte die Alte zwar ab, doch das Gruftkind liess sich davon nicht beirren, schnappte die Laterne und stiefelte in ihren schwarzen Schnürstiefeln zur Kasse. Wie Entenbabys folgten wir anderen dem Mädchen zurück in den Laden. Die Dame versuchte sich weiterhin zu wehren, weil ihr das offensichtlich unangenehm war. Doch als das Mädchen entschieden das Geld über die Theke schob, fragte

sie kapitulierend, warum die Halbglatze so etwas täte, wo sie das doch überhaupt nicht tun müsse.

Das junge Mädel antwortete verschmitzt grinsend, dass sie es einfach gerne tun wolle. Ausserdem müsse sie noch Karmapunkte sammeln, fügte sie augenzwinkernd an. Sie gab der Dame die eingepackte Laterne, nahm ihre Freundin, ihre Rose, wünschte uns anderen lächelnd einen schönen Abend und verliess den Laden.

Freundlichkeit war wie die zweite Strophe von «Alle meine Entchen»: Sie existierte, doch es wussten nur wenige.

Dabei war es so einfach.

18. April

In welchem Alter hörte man eigentlich auf, nachts auf der leeren Strasse zu liegen und sich die Zukunft auszumalen? Wann hörte man auf, im Regen zu tanzen und Schneeflocken mit der Zunge zu fangen? Wann hatte ich aufgehört, die Welt verbessern zu wollen, angefangen mit meiner eigenen? Wann war «okay» gut genug geworden und seit wann sagte die Realität meiner Fantasie, was möglich war und was nicht?

Mit vier war jeder Tag auf dem Spielplatz ein Abenteuer. Statt Rutsche und Schaukel standen auf meinem Platz Drachen und Vulkane, aus denen die Prinzessin gerettet werden musste. Manchmal rettete ich sie. Meistens war ich sie. Dann rettete ich mich selbst. Prinzessinnen konnten das.

Mit acht waren auf dem Pausenplatz keine Fussball- und Basketballfelder, sondern eine Konzertbühne und ein Filmschauplatz. Die fabelhaftesten Konzerte fanden dort statt. Bei unseren Drehbüchern wäre selbst Shakespeare vor Neid erblasst. Weder Woodstock noch Hamlet hatten eine Chance gegen unsere Meisterwerke.

Mit fünfzehn waren überall gebrochene Herzen und geflüsterte Gerüchte. Manche über mich, andere über andere. Es wurde nicht mehr gesungen und getanzt. Stattdessen wurde getröstet und solidarisch in fremden Namen aufgebraust. Im Aufbrausen war ich mindestens so gross wie im Prinzessinnenretten. Ab und zu fand sich immer noch ein Vulkan oder eine Bühne oder ein Drehort. Viel öfter allerdings ein Kleiderladen oder eine Schokoladentafel. Die eigene Stadt schrumpfte zum Dorf, das eigene Land zum ödesten Fleck. Die Erde wurde grösser, die Welt interessanter. Wie eine Kompassnadel wurde man angezogen von Orten, die man doch nie erreichen würde, doch allein das Träumen davon

machte die eigene Existenz glamouröser und weltgewandter.

Heute fand sich nicht einmal eine Schokoladentafel.

Auf der letzten Konzertbühne stand P!nk, der letzte Vulkan stand in der Zeitung. Mit vier waren meine Katzen blau, mit fünfundzwanzig waren sie braun. Mit acht begeisterte mein Gesang die Massen, mit fünfundzwanzig applaudierte nicht einmal die Dusche. Man hielt mich wegen meiner Haare für kreativ, dabei färbte sie meine Friseurin.

Statt Drachen und Vulkanen standen da Schaukel und Rutsche. Die Abenteuer waren nicht mehr glamourös, sondern alltagstauglich. Die Mission war keine in Not geratene Prinzessin, sondern ein Sitzplatz zu Stosszeiten.

Es wurde höchste Zeit für eine leere Strasse in der Nacht. Für das Idealisieren einer erträumten Zukunft, die unbegrenzten Möglichkeiten einer Vierjährigen, den unbändigen Tatendrang eines fernwehkranken Teenagers, für den kein Ort zu fern und «okay» nicht gut genug ist.

Es wurde höchste Zeit, dass ich meine innere Prinzessin wiederfand.

Und dass sie sich selbst rettete.

Prinzessinnen konnten das.

26. April

Blitzschnell schnappte sich dieser drogensüchtige Asminog mein Messer, das ich törichterweise zwischen die Pflanzen gelegt hatte, um geknickte Zweige abschneiden zu können. Mich weiter beleidigend fuchtelte er damit herum. Zum ersten Mal hatte ich richtige Angst vor ihm. Eingeschüchtert hatte Herr Weber mich immer schon, aber aufrichtige Angst hatte ich erst jetzt. Ohne ihn aus den Augen zu lassen, wich ich langsam nach hinten, bis ich den Aussentisch im Rücken spürte. Ich wollte an die Schaufensterscheibe klopfen, um Daphne auf mich aufmerksam zu machen, doch der Weber merkte das und sprang mit dem gestreckten Arm auf mich zu. Schleunigst liess ich die Hand wieder sinken. Wie ein Reh im Scheinwerferlicht starrte ich diesen amoklaufenden Irren an und konnte mich nicht rühren. Ich sass in der Falle. Im Augenwinkel sah ich den alten Fischhauber, der sich langsam mit seiner Zigarette im Mundwinkel näherte. Das gab mir einen Ruck und brachte mich wieder zur Besinnung, einfach nur deshalb, weil ich mir vor ihm keine Blöße geben wollte. Es war idiotisch, in so einem Moment zu stolz zu sein, um Angst zu zeigen, doch mein Hirn begann wieder zu arbeiten. In einem richtig schlechten Roman hatte ich einmal gelesen, dass man Täter aus dem Konzept bringen müsse. Sie erwarteten ein bestimmtes Verhalten und waren nur darauf eingestellt, deshalb könne es manchmal hilfreich sein, etwas komplett anderes zu tun. Dabei ging es zwar um einen potenziellen Vergewaltiger und keinen psychisch gestörten Junkie, aber vielleicht funktionieren die ja ähnlich. Vergewaltiger waren ja auch irgendwie psychisch gestört. Rückblickend war das vermutlich nicht nur impulsiv, sondern auch unglaublich naiv von mir, doch als ich zwei Sicherheitsleute der Bahn über den Bahnhofsplatz schlendern sah,

schrie ich den Weber an, als wäre ich ein Rugbyspieler. Er war tatsächlich für eine winzige Sekunde aus dem Konzept gebracht.

Ich würde jetzt gern behaupten, ich hätte diesen Moment genutzt, um ihm ninjamässig das Messer aus der Hand zu kicken und ihn mit meinen Selbstverteidigungskünsten auf den Boden zu nageln, doch ich besass weder Ninja- noch Selbstverteidigungsfähigkeiten. Deshalb machte ich lediglich einen Satz zum alten Fischhauber hin, um aus der Reichweite des Messers zu sein. Die beiden Sicherheitsleute hatten glücklicherweise geschnallt, dass hier ein Held gesucht wurde und rannten nun auf uns zu. Sie hatten auch nicht unbedingt Ninjakünste, aber wenigstens genug Training, um den Weber auch ohne Eleganz entwaffnen und festhalten zu können.

Dieser Tumult auf dem Gehweg war schliesslich auch im Laden bemerkt worden und besorgt eilte Daphne zu uns, um sich zu erkundigen, was vorgefallen sei. Wie drei ängstliche Kälbchen schauten auch Eileen, Katja und Aristeia Herzog aus den Ladentüren. Letztere kippte sich gegen den Schreck eine ganze Handvoll kunterbunter Pillen in den Mund.

Nachdem alles erklärt war, begleiteten der alte Fischhauber und ich die Sicherheitsbeamten mit dem Weber, um die Geschichte wieder und wieder verschiedenen Polizeibeamten zu erzählen. Wobei der Apotheker kein Wort sagte und mich die ganze Redearbeit erledigen liess. Nur, wenn er direkt gefragt wurde, brummte er eine unfreundliche Zustimmung. Doch seine Unfreundlichkeit machte mir ausnahmsweise einmal nichts aus. Ich hatte mich ganz allein einem bewaffneten Junkie gestellt, eine Anzeige erstattet und ein Ladenverbot erwirkt. Ich fühlte mich wie bei Mr. und Mrs. Smith. Wobei, wenn ich Angelina Jolie war, bedeutete das dann, dass der alte Fischhauber Brad Pitt war? Dieser Vergleich hinkte ganz offensichtlich.

Ich war auf jeden Fall stolz auf mich selbst. Wenn ich so etwas konnte, konnte ich auch ganz anderes. Ich war impulsiv und naiv gewesen und am Ende hatte es geklappt.

Ich hatte mich gewehrt.

Ich hatte Anzeige erstattet.

Ich hatte ein Ladenverbot erwirkt.

Ich werde mit meiner besten Freundin ein Café aufmachen. Ungeachtet der Zweifel und möglicher Hindernisse freute ich mich jetzt wirklich auf dieses Abenteuer. Es war längst überfällig, dass ich wieder einmal etwas Verrücktes machte. Oh yeah, diese Prinzessin hatte sich gerade so etwas von selbst gerettet!

08. Mai

Der Laden brummte und summte, wie ein Bienenstock. Lauter Leute, die am Sonntag ihre Mütter beschenken wollten und heute schon Stress hatten deswegen. Mitten in diesem Gesumme und Gebrumme kam ein kleines, dreijähriges Mädchen mit ihrer Mama an der Hand zu mir. Sie sammelte ihren ganzen Mut, griff die Hand der Mama noch ein bisschen fester und sagte ganz schüchtern: «Du hast schöne Haare!»

Mein Herz schmolz.

10. Mai

Morgens um zehn vor acht schmissen wir bereits die ersten Kunden aus dem Laden: «Wir öffnen erst um acht Uhr.» «Ach, und warum durfte sie dann schon herein?», folgte die Anklage des ungerecht Behandelten, welcher vorwurfsvoll auf Katja deutete.

Vielleicht, weil sie hier arbeitete, du Knalltüte?

Punkt acht Uhr wurde die Tür geöffnet und die Hölle brach los. Zwölf ununterbrochene Stunden lang wurde alles herausgerupft und zurück gestopft, es wurde diskutiert und alles in Frage gestellt. Rosen wurden zerfetzt, Vasen wurden zerstört (zugegeben, das war ich selbst) und Nerven wurden strapaziert. Tulpen wurden gewünscht: «Wie jetzt? Die Saison ist bloss so kurz?» Dabei war die Tulpensaison länger als deine letzte Beziehung, du Sozialphobiker.

Pfingstrosen wurden verschmäht: «Die kosten was, bitte?! Da nehme ich lieber drei Lilien und zahle das Fünffache!»

Kunden wurden zum Arbeiten eingespannt. (Er sollte bloss eine Vase halten. Für drei Sekunden. Höchstens.)

Nachdem die letzte Blume zerknickt und die letzte Tulpe erfragt worden war, schmissen wir die letzten Kunden um zehn nach acht wieder aus dem Laden. Wir würden leider um acht Uhr schliessen.

«Schon um acht? Das ist schon etwas unverschämt, an einem Sonntag!»

Meine Antwort auf das wäre unverschämt an einem Sonntag, guter Junge.

Muttertag knallte und fetzte. Es war Krieg, inklusive der Narben. Es war der wichtigste, intensivste und anstrengendste Verkaufstag des Jahres, noch vor dem Valentinstag. Doch trotz allem war es der einzige Tag im Jahr, an dem ich wirklich, wirklich gerne arbeiten ging.

19. Mai

Jahrelang hatte ich in meinem Beruf alles gegeben. Vielleicht nicht gerade alles, aber immerhin ein bisschen. An manchen Tagen ein bisschen weniger.

Jahrelang hatte ich mit Dummen, mit Touristen, mit Langzeitahnungslosen diskutiert. Tag für Tag hatte ich dieselben Sachen erklärt und Tag für Tag war alles ignoriert worden.

Dann wachte ich eines Morgens auf und meine Stimme war weg. Ich hatte einen Beruf, in dem ich den ganzen Tag sprechen musste und konnte kein Wort sagen.

Und da passierte es: Sobald das erste Wort geflüstert war, verwandelten sich all die arroganten Anzüge, die besserwisserischen Banausen und die egozentrischen Ehemänner in kooperative Kunden, wie ich sie in all den Jahren noch nie erlebt hatte.

Vielleicht hätte ich schon früher flüstern sollen.

28. Mai

Das Wissen, dass dies das letzte Mal war, dass ich diese Pflanzen würde gießen müssen, liess mich durchhalten. Warum hatten wir so viele Gartenpflanzen vor dem Laden? «So, bald dein letzter Tag, oder», brummte mich der alte Fischhauber von hinten an. Du liebe Güte, hatte der mich erschreckt. Was schlich der sich auch immer so an! Tief einatmend drehte ich mich um und bestätigte seine Frage. Er streckte mir ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen hin. Da war sogar eine Paketschnurschleife dran, da hatte sich der Alte aber mächtig Mühe gegeben. Neugierig, aber etwas skeptisch packte ich das Geschenk aus. Weshalb schenkte er mir überhaupt etwas? Als ich es ausgewickelt hatte, verging mir der Sarkasmus augenblicklich. Stovia stochla! Das war eine wunderschöne Sonderausgabe meines Lieblingsbuchs «Stolz und Vorurteil» von Jane Austen. Der Umschlag war aus weichem, hellblauem Leder, in welches rundherum ein Blumenmuster eingeprägt war. Der Titel stand in Gold auf dem Buchrücken. Etwa in der Mitte des Buches steckte ein Lesezeichen. Vor kunterbunten Wasserfarbenflecken stand darauf ein Zitat aus dem Buch: *«Mir ist nämlich ein gewisser Starrsinn eigen, der es niemals ertragen kann, sich nach dem Willen eines anderen ängstigen zu lassen. Mein Mut wächst mit jedem Versuch, mich einzuschüchtern.»*

– Elizabeth Bennet»

Es erinnerte mich an den Weberaufstand vor einem Monat. «Merks dir», brummte der Apotheker mit einem Nicken auf das Zitat. «Die anderen Bücher haben dir offensichtlich auch gefallen, oder.»

Moment ... Die Bücher waren von ihm?! Von diesem pessimistischen Gruseltypen, von dem ich immer gedacht hatte, er hasse die ganze Welt und hielt mich für hoffnungslos

naiv?

Wortlos starrte ich ihn an.

«Viel Glück im Café.» Er drehte sich um und stapfte zurück in seine Apotheke.

«Danke!», rief ich ihm hinterher, als ich meine Sprache wiedergefunden hatte. Ohne sich umzudrehen machte er eine wegweisende Handbewegung und verschwand durch die Tür. Da hatte ich mich wohl gründlich getäuscht in ihm, denn nett oder gar grosszügig wären niemals Wörter gewesen, mit denen ich ihn beschrieben hätte. Und doch war er es offensichtlich. Er hatte sich die Mühe gemacht, mir monatelang durch Bücherzitate Mut zu machen und eine wunderschöne Ausgabe meines Lieblingsbuches aufzutreiben.

Das Caféinserat, fiel mir plötzlich ein. Das war auch von ihm! Wie konnte ein so weicher Kern in einer solch harten Schale stecken?

Daphne war nicht im Mindesten überrascht, als ich ihr immer noch ungläubig davon erzählte. Nüchtern fragte sie mich: «Hast du wirklich geglaubt, ich hätte jahrelang mit einem Arschloch Tauben vergiftet?»

31. Mai

Vor mich hin summend stieg ich die Treppe hinab. Heute war mein letzter Arbeitstag als Floristin gewesen. Nun würde ich nie wieder Pflanzen giessen müssen! Zum letzten Mal hatte ich heute Cupcakes für alle mitgebracht. Sogar Eileen hatte sich überwunden und einen gegessen. Ich würde schliesslich ein Café eröffnen, meinte sie. Da würde ich wohl über Hygienevorschriften Bescheid wissen.

«Ich sag's dir!», hatte ich lachend erwidert und sie zum Abschied umarmt.

Bevor er ganz aus meinem Blickfeld verschwunden sein würde, drehte ich mich auf der Treppe um und betrachtete den für heute geschlossenen Laden. Etwas wehmütig biss ich in die Buttercreme einer meiner Abschieds-Cupcakes. So viele Jahre war ich über diesen Platz zu diesem Laden gestieft. So viele Ewigkeiten hatte ich dort drin verbracht. Er würde mir fehlen, der Laden. Nicht die Arbeit an sich. Aber die Atmosphäre, das Team und vermutlich sogar, gestand ich mir mit einem kleinen Lächeln ein, die hektischen, immer gestressten Kunden. Manchmal.

Ich würde sie alle, Katja, Eileen und Daphne, Aristeia Herzog und den alten Fischhauber, an der Eröffnungsfeier des Cafés wiedersehen. Die Eisdiele am Ende der Strasse würde wohl vier ihrer Stammgäste verlieren. Der Apotheker hatte sich für Eiscrème nie erwärmen können.

Ich sah dem alten Fischhauber zu, wie er seine Apotheke abschloss und winkte ihm zum Abschied zu. Lächelnd drehte ich mich wieder um und lief weiter.